

Maximilian Schmidt
genannt Waldschmidt
(1832 – 1919)

Christ und Jude

Ein Lebensbild.

Weitere Werke von Maximilian Schmidt:
<http://www.familie-koenig.de>

I.

Der nordwestliche Theil von München, welchen gegenwärtig die militärischen und Eisenbahnbauten beherrschen, deren großartige palastähnliche Gebäude in wenigen Jahren gleichsam aus dem Erdboden herausgezaubert wurden und einen Beleg für das stetige Fortschreiten von Handel und Wandel, sowie der Wehrkraft des Landes geben, dieser Theil galt früher als einer der ruhigsten der Residenzstadt und enthielt meistens kleine Familienhäuser mit hübschen Gärten, welche theils von Pensionisten, theils von »kleinen Leuten«, die ihre Sparpfennige gern zur Gründung eines eigenen Heims verwendeten, bewohnt waren. Eines dieser Privathäuschen war Eigenthum der alten Frau Breitsamer. Sie war die Wittwe eines Feldwebels, welcher das Glück hatte, fünfmal hintereinander einsteigen zu dürfen, und das hierdurch erzielte Kapital von etwa zweitausend Gulden sammt den Ersparnissen seiner Frau, welche einen ergiebigen Marketenderladen in der Kaserne führte, zum Ankaufe des kleinen Besitzthums zunächst des Marsfeldes verwendete, woselbst er nach rühmlich zurückgelegter vierzigjähriger Dienstzeit den Abend seines Lebens in Ruhe hinbringen wollte. Seine zwei Kinder waren längst versorgt. Die Tochter heiratete einen »hausgesessenen« Bürger und schon alternden Junggesellen, den Seifensieder Tochterl in der Altstadt zunächst des Hofbräus, der Sohn widmete sich gleich dem Vater dem Militärdienste, war Unteroffizier, einigemale Einstandsmann und trat dann als Kondukteur zum Bahndienste über. Der alte Breitsamer konnte der ersehnten Ruhe keinen Geschmack abgewinnen, er fühlte sich unglücklich in Nichtsthun und sagte der »langweiligen Welt«, wie er sich ausdrückte nach einigen Jahren seiner Pensionirung Valet; sein Sohn, der Kondukteur, aber vermählte sich mit einer braven Wittwe, Namens Forstner, die ihm mit der Aussteuer auch ein zweijähriges Mädchen, die Marianne, mitbrachte. Von dem kleinen Vermögen der Frau ward das Familienhäuschen und der Garten in guten Stand gesetzt und als nach einem Jahre die Familie des Kondukteurs noch durch einen Knaben, den Fritzl, vermehrt wurde, war das Glück des kleinen Hausstandes vollkommen. Auch bei Tochterl war schon mehrere Jahre früher ein Mädchen, die Greti, im Familienstatus zugegangen und in den beiden Familien Breitsamer-Dochterl nahm Alles seinen gewöhnlichen geordneten Lauf. Die alte Großmutter erfreute sich ihrer glücklichen alten Tage und sah die Enkel frisch und schön heranwachsen. Der Kondukteur war mit der Zeit Oberkondukteur geworden und setzte seine Hauptaufgabe darein, seinen Kindern etwas Tüchtiges lernen zu lassen. Das sollte ihre Aussteuer sein. Was der Mensch lernt, sagte er, kann ihm nicht genommen werden und nur, wer auf eigenen Füßen steht, kann den Kampf mit dem Leben ruhig aufnehmen.

So ließ er Marianne als Lehrerin ausbilden, Fritzl aber mußte auf das Gymnasium und die Universität und machte gute Fortschritte, bis er zur Erfüllung seiner Militärpflicht als Einjährig-Freiwilliger in seinen Studien unterbrochen wurde.

In jene Zeit fällt der Beginn dieser Erzählung. Breitsamer's Häuschen beherbergte seit einigen Monaten noch eine Persönlichkeit, einen zum Invaliden erklärten, mit geringer Pension entlassenen Bataillons-Tambour, Namens Cäsar Dohn, einen ganz eigenthümlichen Kauz. Er war ein hagerer, langer Mann, über die Mitte der Dreißiger-Jahre, mit stark vortretenden Backenknochen, einem großen, sorgfältig gepflegten schwarzen Schnurrbart und kurzgehaltenem dunklen Kopfhaar. Beim Gange wiegte er sich geziert aus der Hüfte und in Aktivität hatte er den Tambourmajorstock mit nach seiner Ansicht vollendeter Grazie geschwungen. Man hielt ihn beim Regiment für einen ausgemachten Gecken, aber für einen äußerst gutmüthigen Menschen. Als junger Tambour war er zuerst in Augsburg in Garnison, ward aber bald zu demselben Regimente nach München versetzt, bei welchem der Oberkondukteur diente, und war mit diesem noch kurze Zeit bei ein und derselben Kompagnie. Er hatte eine große Verehrung für ihn, die auch anhielt, nachdem Breitsamer längst zum Zivildienst übergetreten. Diese Verehrung bezeugte er ihm und seiner Familie fort und fort dadurch, daß er, so oft er mit dem Regimente auf dem Wege nach dem Marsfelde vor

Breitsamer's Häuschen vorbeimarschirte, mit seinem Stabe das Zeichen zum Beginne der Musik gab und damit Alt und Jung erfreute. Der Oberkondukteur lud den wackeren Kameraden einigemale zum Abendbier in sein Gärtchen und als ihn das harte Loos traf, mit einem unbedeutenden Gehalte pensionirt zu werden, bot er ihm das Dachstübchen zur Wohnung an, bis er etwas Besseres finden würde, und Herr Dohn machte mit Freuden und zu Thränen gerührt von der Einladung der wackeren Familie Gebrauch. Es glückte ihm bald, eine sogenannte Ceremoniarstelle in einer Privat-Gemäldehandlung zu erhalten und dadurch seine Lage wenigstens einigermaßen zu verbessern. Die alte Großmutter und Frau Breitsamer erleichterten dem verschämten Armen nach Möglichkeit seine Lage und wurden von ihm dafür mit Sang und Guitarrespiel belohnt, worin er Erhebliches zu leisten vermochte. Da wurde er krank. Die Frauen nahmen sich seiner liebeich an und bald ward er insoweit hergestellt, daß er seinen Dienst in der Kunsthandlung wieder mit Anstand und Würde versehen konnte.

Es ist Mai. Im Garten von Breitsamer's Häuschen duftet der türkische Holler, der sich in üppigen, blauröthlichen Trauben an den Stauden wiegt, die Apfelbäume stehen in herrlicher Blüthe und die mit Monatrettigen und Salatpflänzchen angefüllten Beete sind von dunkelrothen, wolligen Aurikeln und schneeweißen Narcissen umsäumt. Das auf einem kleinen Hügel angebrachte, aus Naturstangen zusammengefügte und mit breiten Baumrinden gedeckte Salettchen ist rings mit blühenden Jerichorosen umgeben und im ganzen Gärtchen herrscht eine Ordnung und Sauberkeit, wie sie nur die sorgsamste Pflege herbeizuführen im Stande ist.

Vor dem Hause stehen Tische und Bänke. Mehrere Mädchen sind mit Sticken und Nähen beschäftigt. Marianne, die Tochter des Oberkondukteurs, gibt Unterricht in solch' feineren weiblichen Handarbeiten. Sie ist mittelgroß, von schönem Wuchse und äußerst anmuthigem Aeußern. Die üppigen Flechten ihres dunklen Haares sind in ein Nest formirt und mit einem Schildkrotkamm befestigt. Ein einfaches, graues Perskleid und eine schwarze Schürze mit Brustlatz bildeten ihren Anzug. Marianne ist eine sehr gewissenhafte Lehrerin. Sie geht bald zu dieser, bald zu jener Schülerin, verbessert oder lehrt, lobt oder tadelt, je nach Bedarf. Die Arbeit wird durch Gesang gewürzt und soeben hallt durch den Garten, von frischen Mädchenstimmen gesungen, ein altes Volkslied, welches die Schwarzblättchen und Zeisige auf den Bäumen zwitschernd begleiten:

Es steht ein Kinde in jenem Thal,
Ist oben breit und unten schmal,
Darauf da sitz die Nachtigall
Und ander Vöglein von dem Wald.

Sing' an, sing'an Frau Nachtigall,
Du kleines Vöglein von dem Wald,
Sing an', sing an', du mein schön Lieb,
Wir Beide müssen uns scheiden bald.

Während des Gesanges war, von Marianne unbemerkt, Bäschen Greti, die Tochter des Seidensieders Dochterl, hereingetreten, ein zwar nicht mehr in der Blüthe der Jahre stehendes, etwas zur Fettleibigkeit veranlagtes Mädchen, aber von einnehmenden heiteren Gesichtszügen. Sie trug einen Strohhut, sonst einfache bürgerliche Kleidung. Sie war Marianne, die sich während des Gesanges gegen das Salettchen hin entfernte, gefolgt und hörte jetzt gerade, wie diese nach dem Gesange seufzend für sich sagte:

»Wir Beide müssen uns scheiden bald!«

»Und warum, Base Marianne?« fragte Greti die Ueberraschte.

»Ah! Du Greti? Du hast ein feines Gehör!« entgegnete sie.

Wenn Du so laut denkst, werden Deine Herzenseheimnisse bald herumsummen, wie die Maikäfer. Ich weiß ohnedies schon mehr, als Dir vielleicht lieb ist.«

»Wie?« sagte Marianne. »Du? Mein Gott, ich weiß ja selbst so viel wie nichts.«

»Dann weiß ich allerdings etwas mehr!« erwiderte lachend Greti. »Als wir mit meinem Vater und Deinem Bruder im Carneval den maskierten Armenball besuchten, tanztest Du mit einem jungen Manne ...«

»Mit mehreren ...« fiel Marianne ein.

»Aber nur Einer schien Dich zu interessiren, denn Du promenirtest auffallend lange mit ihm und als Du zu uns zurückkamst, warst Du ungemein vergnügt. Dein Tänzer ...«

»Er war ja maskirt«, fiel Marianne ein.

»Natürlich, wie wir alle. Aber sollt ihr euch während der längeren Promenade nicht demaskirt haben?«

»Ja. Nun ja, wir haben uns demaskirt«, entgegnete Marianne, »nur wenige Minuten. Wir haben uns in die Augen geschaut, tief hineingeschaut, und ach ...! O, wäre ich doch nicht zu jenem Maskenfeste gegangen! Meine Ruhe ist seitdem dahin!«

»Und Du hast ihn dort zum erstenmale gesehen?« forschte Greti weiter.

»Nicht doch. Im letzten Herbste machte ich mit meinen Schülerinnen eine Partie nach Großhesselohe. Wir gingen an das Ufer der Isar hinab und die Mädchen spielten in dem herrlichen Buchenwalde. Dabei schmückten sie sich mit Kränzen aus grünem Laub; auch ich mußte mir dasselbe von ihnen gefallen lassen, als ich soeben einen in den Fluß vorspringenden Felsen bestieg. Unwillkürlich sangen die Mädchen die Loreley – da trat plötzlich ein Mann hinter einer breitästigen Buche hervor, es war ein Künstler, der soeben die herrliche Landschaft skizzirte. Und höflich grüßend, sagte er: »Mag der Rhein immerhin seine Loreley haben, ich glaube von heute an an die Isarnixe.« Grüßend entfernte ich mich – er wollte mir nicht aus dem Sinne. Da erkannte ich ihn wieder auf dem Armenballe. Ich neckte ihn mit der »Isarnixe« – ich mußte ihm einen Tanz gewähren und – so traten wir uns näher.«

»Hast Du ihn später wiedergesehen?« forschte Greti weiter.

»Manchmal am Sonntage nach der Kirche, so lange ich den Dom besuchte. Er erwartete mich und begleitete mich stets eine kleine Strecke. Er beschwor mir bei dieser Gelegenheit stets seine innige Liebe, an die ich auch glaube.«

»Also weißt Du, wer er ist und wie er heißt?« fragte Greti die Freundin.

»Er ist vor Allem ein ehrlicher Mann«, entgegnete Marianne. »Außerdem ist er aus Liebhaberei Künstler und nennt sich Josef Stein.«

»Mehr weißt Du nicht? Das ist sehr wenig.«

»Er weiß ja über mich auch nichts, als daß ich Marianne Forstner heiße und mir das Zeugniß als Lehrerin erworben habe.«

»Weiß er, wo Du wohnst?« fragte Greti weiter.

»Nein«, erwiderte Marianne. »Das sind ja gleichgiltige Dinge, und er spricht auf der kurzen Strecke, die wir beisammen sind, nur von seiner Liebe zu mir. Und er spricht wahr, er meint es ehrlich mit mir. Mein Bruder Fritz hat uns einmal, ohne daß ich es bemerkte, gesehen. Er war sehr aufgebracht über mich und machte mir begreiflich, wie unpassend es sei, sich von einem fremden Herrn geleiten zu lassen; er sprach von »in üblen Ruf kommen«, fast war es mir, als ob er den Fremden kannte – aber er schwieg hartnäckig darüber. Nur bestätigte er mir, daß es keinen Künstler Namens Josef Stein gebe. Er nahm mir das Versprechen ab, nie mehr allein ohne die Mutter in den Dom zu gehen. Und die Mutter geht nur in die Basilika. Auf diese Weise konnte ich ihn seit Langem nicht mehr sehen und sprechen. Aber morgen mache ich einmal eine Ausnahme – ich gehe wieder in den Dom und ich hoffe, ihn bei dieser Gelegenheit wieder zu sehen, wenn er mir treu geblieben ist.«

»Das ist ja ungeheuer romantisch!« versetzte Greti und seufzend fügte sie hinzu: »Ach, jede Liebe ist ja romantisch!«

»Hast Du das auch erfahren?« fragte Marianne.

»Das wollt ich meinen!« erwiderte die Freundin. »Auch eine angehende alte Jungfer hat ihre seligen Erinnerungen. Ich erzähle Dir schon einmal davon, wenn wir ganz ungestört sind.«

»Ich nehme Dich beim Wort«, erwiderte Marianne. »Liebesgeschichten höre ich gar zu gerne. Jetzt aber ist es Zeit, daß ich den Unterricht beschließe. Die Mädchen gucken ohnedies schon neugierig nach uns her, gerade als wüßten sie, über welches Thema ihre Lehrerin soeben sich ereiferte.«

»Ja, mache Feierabend«, versetzte die Base, »mein Vater wird auch bald kommen, wir wollen ja heute den Geburtstag Deines Vaters feiern. Wir haben nicht darauf vergessen. Er ist doch nicht im Dienst?«

»Er kommt erst gegen acht Uhr zurück und mußte seinen »Tag« auf der Bahn verbringen — umsomehr wird er sich freuen, Dich und den Vetter Abends bei uns zu sehen. Auch Fritz ist dienstfrei und wird kommen. Ich bin bald wieder bei Dir, schwärme einstweilen hinaus über das Marsfeld — hörst Du die Trommel? Eine kleine Abtheilung zieht soeben nach Hause. Eine Regimentsmusik wäre Dir freilich lieber, als der kleine Rataplan.«

»O — im Gegentheil! Gerade der Tambour macht mir die liebste Musik. Das gehört zu meinen seligen Erinnerungen. Geh und besorge die Pflichten — ich bleib im Salettl und schwärme. ...«

Lachend eilte Marianne von der Base hinweg. »Feierabend! Aufräumen!« rief sie den Mädchen zu, welche schon lange auf dieses Kommando gewartet haben mochten. Hurtig ward auch dem Befehle der Lehrerin entsprochen. Nur ein einziges Fräulein zögerte noch.

»Nun, Fräulein Hilda! Es ist Feierabend!« rief Marianne.

Die Angerufene, ein hübsches Backfischchen mit hellblonden Haaren, hob ihre großen, blauen Augen empor und sagte: »Ich hätte gerne noch dieses Blatt zu Ende gestickt.«

»Liebes Fräulein, dazu hat's das nächstmal Zeit.«

»Ja wohl!« versetzte zögernd Hilda, »aber ...«

»Feierabend! Fräulein!« gebot Marianne und Hilda mußte sich fügen. Während aber die Lehrerin einige Arbeitssachen in's Haus trug, eilte sie zu der in einem Gartenbeet beschäftigten alten Großmutter und sagte leise zu ihr:

»Großmutter! nehmen Sie dies Briefchen und geben Sie ihm's wieder insgeheim! Ich bitte.« Dabei drückte sie ihr ein mit einem Rosacouvert versehenes Briefchen in die Hand.

»Aber liebes Fräul'n«, entgegnete die Alte, »das schickt si' ja nit für mi.«

»Thun Sie's mir und dem Fritz zu Liebe«, sagte bittend das Mädchen.

„Ja nun — aber heut' zum letztenmal!« erwiderte die Alte. »I kann Ihnen nix abschlagen und auch nit 'n Fritz — aber es soll nit sein.«

Da die Lehrerin wieder aus dem Hause trat, eilte Hilda von der Alten weg, und nachdem sie noch Marianne die Hand gereicht, entfernte sie sich gleich den anderen Schülerinnen.

Greti war unterdessen vom Salettl herabgekommen und fragte:

»Warum hast Du denn das hübsche Backfischchen, die Hilda, nicht mehr dagelassen? Sie scheint ein fleißiges Mädchen zu sein.«

»Es war ihr nicht so sehr um die Arbeit zu thun«, entgegnete Marianne. »Sie wollte nur hier bleiben, bis mein Bruder nach Hause kommt. Der gab ihr schon einigemal das Geleite zu ihrem Hause, das ganz in der Nähe ist. Ich kann doch einem solch' unsinnigen Verhältnis keinen Vorschub leisten.«

»Nun, so gar unsinnig ist es nicht. Fritz macht im Herbst sein Examen als Jurist, wird demnächst auch Reserve-Offizier und darf wohl sein Auge zum Töchterchen Eueres reichen Nachbars erheben, der Nichts kann und Nichts ist, als ein Kouponabschneider. Und ist denn nicht Hilda's Bruder der beste Freund von Fritz? Also laßt der Sache ihren Lauf.«

Während dieses Gespräches war Mariannen's Mutter aus dem Hause getreten, eine wohlerhaltene, hübsche Frau, und hatte Greti's Rede mitangehört. »Damit bin ich nicht einverstanden«, erklärte sie jetzt. „In meinem Hause dulde ich kein solches Dechtl-Mechtl, das zu Nichts führen kann, denn der reiche Herr von Grander wird sein Töchterchen niemals dem Sohne eines Kondukteurs geben — und der Fritz soll auch nicht über seinen Stand hinaus, so sehr auch sein Vater von jeher darauf hingearbeitet hat. Kurz und gut, das Beste wird sein, man läßt die Hilda überhaupt nicht mehr zum Arbeitskurs hierher kommen. Ja, ja, das ist das Beste.«

»Aber Base«, erwiderte Greti, »das brächte ja Marianne großen Schaden.«

»Es ist unsere Pflicht, über die uns anvertrauten jungen Mädchen zu wachen«, versetzte Frau Breitsamer. »Und ich wache darüber! Großmutter, komm doch ins Haus, Dein Millisupperl is fertig!«

Die alte Frau hatte in der Nähe Alles mitangehört und kam jetzt lächelnd heran:

»Alles wird, wie 's b'stimmt is«, sagte sie. »Die Frau Schwiegertochter hat Recht und d' Greti hat Recht. Aber Alles is B'stimmung und 's Millisupperl essen is jetzt mei' B'stimmung. Geh'n ma, Frau Tochter.«

Beide Frauen traten in das Haus.

Greti führte das angeschlagene Gespräch fort, indem sie sagte:

»Wenn Ihr gar so streng seid, da dürfte ja überhaupt kein Mann in Euerem Hause wohnen, auch kein Zimmerherr.«

»O, bei Herrn Cäsar Dohn hat 's keine Gefahr«, erwiderte lachend Marianne, »Der liebt nur seine Trommel.«

»Eine Trommel?« fragte Greti überrascht.

»Er war ja Tambourmajor oder wenigstens Bataillonstambour«, erwiderte Marianne.

»Da hat er Anspruch auf meine Achtung«, rief Greti. »Weißt Du, ich höre die Trommel zu gern! Uebrigens scheint mir dieser Herr Dohn ein ganz respektabler Mann zu sein. Ich sah ihn freilich nur einigemal flüchtig. Er hat so viel Anstand, ist so nobel in seinem ganzen Wesen, geht stets in schwarzer Wix mit Cylinder und weißen Glacéhandschuhen, stets rein, proper. Was muß der nur ausgeben für seine Wäsche!«

»Für die Wäsche?« versetzte lachend Marianne. »Dafür gibt er nichts aus. Siehst Du dort hinten auf dem Waschstricke die Chemisette, Manchetten und Krägen? Heute am Strick, morgen am Leib. Der gute Mensch ist sehr arm. Er muß als Ceremoniar stets in Gala sein und die Gala ist sein einziger Anzug.«

»Also arm?« sagte Greti.

»Ein verschämter Armer. Er thut immer nobel und läßt sich seine Noth nicht anmerken. Er schwärmt mit hungrigem Magen von delikaten Mahlzeiten, die er täglich einzunehmen vorgibt, ist aber dabei stets vergnügt, ja aufopfernd für das Kleinste. Wir haben ihn Alle sehr gern, besonders die alte Großmutter, die ihn in seiner Krankheit pflegte. Seine Dankbarkeit ist wirklich rührend, er ginge für uns durch's Feuer und Wasser. Dort kommt er. Lass' uns ins Haus treten. Wir werden ihn ja später zu sprechen bekommen.«

»Der Mensch gefällt mir!« sagte Greti. »Der Mensch dauert mich! Du mußt ihn mir heute noch vorstellen.«

Die beiden Mädchen eilten ins Haus. Cäsar Dohn aber betrat mit würdevollem Schritt den kleinen Garten.

II.

Er sah in der That imposant aus. Alles war an ihm großartig. Zunächst seine lange Figur, seine Hagerkeit, seine dunklen Augen, sein schwarzer, nach ungarischer Wichse duftender Schnurrbart. Groß war auch sein Fuß und sein Hut und jetzt auch sein Schritt, mit dem er sich dem Hause näherte. Er wunderte sich auch großartig, Niemandes ansichtig zu werden, denn es juckte ihn förmlich, ein zeremonielles Kompliment machen zu können. Unwillkürlich hob er die große Rechte öfter bis zur Hälfte der Brust empor — aber er ließ sie wieder sinken, wenn er bemerkte, daß hinter dem Fenster nur ein Haubenstock oder die Katze sich zeigte. Und er hätte gerade heute sich in Gala seinen Hausleuten gezeigt, um seine Glückwünsche zum Geburtsfeste seines Wohlthäters, den er schon zu Hause vermuthete, anzubringen. Das Einfachste wäre natürlich gewesen, wenn er in Breitsamer's Wohnung gegangen, aber dazu war er zu schüchtern. Er nahm an, daß man beim Abendbrod versammelt, und man am Ende seinen Besuch mißverstehen — ihn einladen könnte zum Mitessen. Es wäre eine verblühte Bettelei, sagte er sich, und Bettler — niemals! An dem nöthigen Appetit hätte es ihm freilich nicht gefehlt — denn sein ganzes heutiges Diner bestand in einem verschämten Regensburger Würstchen und einem Maurerlaibchen. Von seinem Prinzipal getraute er sich nicht, einen Vorschuß zu verlangen. Seine Reputation wäre damit dahin, sagte er sich, er wäre kein Zeremoniar par excellence mehr und das zu sein, war sein stolzes Bewußtsein. Dabei schielte er nach einem Beete im Gemüsegärtchen, welches ihm die Hausleute zur Bepflanzung überlassen hatten. Vielleicht, hoffte er, könnte es ihm auch heute, wie alle die letzten Tage her gelingen, einige Radiwürzl, vielleicht schon entwickelte Monatsrettiche zu entdecken; denn es war das reinste Zauberbeet. In räthselhafter Schnelligkeit wuchsen darin die Radischen; selbst an Stellen, an denen gestern noch kein Pflänzchen keimte, waren heute schön ausgebildete Rettiche zu finden. »Und so ein Souper genügt mir, das Thier in mir ist für heute befriedigt und morgen mache ich mir keine Sorge!« sagte er für sich.

Zögernd stand Cäsar so eine Weile vor dem Hause, dann schlenderte er den sanften Hügel zum Salettchen hinan. Er wollte hier abwarten, bis Jemand aus dem Hause käme. Er warf sich auf die Ecke der Bank, nahm den Hut ab und schlug die langen Beine übereinander. Dann starrte er hinaus in die weite Landschaft. Die Sonne war dem Untergange nahe, der ganze Himmel prangte in Roth und Gold und in feenhafter Beleuchtung zeigte sich die ganze Umgebung, aus welcher gleich einem Zauberpalaste das Lustschloß Nymphenburg hervorragte.

Cäsar machte Reflexionen. »Sie geht«, sagte er für sich, er meinte die Sonne — »aber sie kommt wieder. Meine schöne Zeit ging auch dahin — aber sie kommt nicht wieder! Was war ich für ein Kerl als Vice-Tambourmajor! Wie war sie schön, jene Zeit! Wie sie nach mir schielten, die Schönen, wenn ich stolz voranschritt, wenn ich den Stock in die Höhe warf — mit Grazie und Geschicklichkeit, und die Musik ertönte! Pum, Pum, tschinderadera! Wie sie mich da anlachten! Auch ich lachte — aber dabei blieb's. Mein Herz hat abgeschlossen — das gehört ihr — ihr, seit — ich weiß nicht wie lang — aber ich glaube, es sind über zwanzig Jahre. O Margaretha — dein Faust hat dich nicht vergessen, wo du auch immer weilen magst! Sie kannte mich nur als bescheidenen Tambour! Hätte sie mich gesehen als Tambourmajor! — Ach, sie könnte mich noch sehen, wenn ich nicht in Folge einer Luxation meines linken Armes invalide geworden wäre. Aber auch mein Abschied war ehrenvoll. Die Offiziere des Regiments machten mir auf Antrag des Adjutanten Herrn v. Felseck eine goldene Uhr zum Geschenke. Sie war mein Stolz!« Unwillkiirlich zog er an der falschgoldenen Kette den daran befestigten Schlüssel heraus. »Wo ist die Uhr? Nicht dort, wo sie hohe Fachwissenschaft studieren soll, nein, sie ist schlechter gebettet! Der Gerichtsvollzieher nahm sie mir nebst den vorrätigen Kleidern ab, weil ich diesen schwarzen Anzug nicht sechs Wochen voraus und auch nicht sechs Wochen hintennach bezahlt habe. O Schneiderlein! Hartherzige Bügeleisenseele! In fünf Tagen wird sie versteigert, leider nicht die Schneiderseele, sondern meine Uhr, meine goldene Repetiruhr, und mit ihr das Kleinod meines Lebens, ein an der Uhr hängendes Ringlein, das

Ringlein Margarethens! Auch das wird versteigert, wenn bis dahin kein Wunder geschieht. Niederträchtiges Schicksal! Die Welt ekelt mich an! Selbst dieser herrliche Sonnenuntergang stimmt mich nicht heiter. Ich will auf meinem Zimmer mich umkleiden und dann nach Rettichen für meine Abendmahlzeit Jagd machen! Ach, mir blüht keine Blume mehr!«

Cäsar setzte seinen Hut auf und schritt den Hügel hinab. In diesem Augenblick ward die Gartenthür geöffnet und Meister Tochterl, Greti's Vater, kam herein. Er trug eine runde, eiförmige Tuchmütze mit Tuschirm, einen grauen Regenmantel mit kurzem Ueberkragen und in der Hand einen großen Familien-Regenschirm. Sein glattrasirtes, rothbackiges Gesicht war eigentlich nichtssagend, doch stets zu einem verbindlichen Lächeln geneigt, wobei seine blaßgrauen Augen ganz eigenthümlich glänzten und die wulstigen, fleischigen Lippen sich wie zu einem zuckersüßen Kusse formten. Eine gewisse geistige Beschränktheit, aber ebenso eine große Gutmüthigkeit waren in Tochterl's Gesicht nicht zu verleugnen und die ganze korpulente, aber kleine Figur machte einen etwas komischen Eindruck. Dabei hatte er die Gewohnheit, über Alles überrascht zu sein, Alles war für ihn „merkwürdig!« Flog ihm eine Taube an der Nase vorüber, rief er: »Merkwürdig!« Stolperte er über einen Stein: »Merkwürdig!« Auch jetzt war dies sein erster Ausruf, als er Cäsar Dohn vom Salettl herabsteigen sah.

„Merkwürdig! Was hat mein Schwager für noblen Besuch!« Und als er jetzt demselben gegenüberstand, zog er seine Mütze und sagte:

»Recht guten Abend, gnädiger Herr!«

Bei Cäsar Dohn verursachte diese Anrede einen Riß durch den ganzen Körper. Würdevoll zog er seinen Hut und erwiderte mit einer tadellosen Verbeugung:

»Ich habe die Ehre — Ihr ganz ergebenster Diener!«

Dochterl war überrascht. »Ist das ein nobler und höflicher Herr!« dachte er sich, und Beide standen sich einige Augenblicke sprachlos, sich gegenseitig bewundernd, gegenüber.

Endlich ergriff Cäsar Dohn das Wort, indem er höflich fragte:

»Sie wünschen, mein verehrter Herr?«

»O, bitte«, entgegnete Tochterl. »Ich möchte nur bei meinem Verwandten Breitsamer ein wenig unterstehen.«

»Unterstehen?« fragte Cäsar verwundert.

»Ja, ein fürchterliches Gewitter ist im Anzug«, entgegnete Tochterl.

Cäsar sah sich verwundert nach allen Himmelsrichtungen um. Dann sagte er: »Warum nicht gar! Es ist ja keine einzige Wolke am Himmel — der schönste Frühlingsabend!«

»Ja Prosit!« ereiferte sich jetzt Tochterl. »Die Wolken sind gleich da, wenn sie da sind. Das Barometer ist gefallen, so tief es nur konnte, die Laubfrösche schwimmen im Wasser, die anderen Frösche quacken und die Wetterwurzeln stehen auf Sturm und Regen.«

»Aber der Himmel!« warf Cäsar ein.

»Ah was, der Himmel! Der lügt!« erwiderte Tochterl. »Im hundertjährigen Kalender steht vom 23. bis 27. Mai anhaltend Regen und Gewitter, heute ist der 23., heute fängt's zu regnen an. Sehen Sie nicht, wie ich mich vorgesehen habe? Regenmantel! Schirm! Ja, ja, Vorsicht schadet nicht!«

»Aber!«

»Kein Aber! Glauben Sie mir! Die Ameisen haben sich verkrochen und meine rechte Zehe juckt mich. Das Alles bedeutet ein anderes Wetter. Lieber Herr, Sie hatten den Muth, ohne Schirm und Ueberzieher in diesem prächtigen Gala-Anzug auszugehen, das werden Sie bereuen, wenn Sie nicht Ihre Equipage in der Nähe haben.«

»O, ich benütze meine Equipage nur bis zur Nymphenburgerstraße«, erwiderte lächelnd Cäsar, da er die Trambahn im Sinne hatte. Weil er doch endlich wissen wollte, mit wem er die Ehre hatte sich zu unterhalten, so fragte er:

»Habe ich nicht die Ehre, mit Herrn von ...«

»O, ich bitte, sehr gütig, nur Herr Tochterl, bürgerlicher Seifensieder und Lichterfabrikant«, vollendete der Angeredete.

»Also der Herr Schwager vom Hausherrn hier?«

»Sie wissen das? Merkwürdig! Mit wem habe ich die außerordentliche Ehre ...«

»Ich bin Dohn Cäsar«, entgegnete der Andere.

Dochterl erschrack, als wenn ein Blitz neben ihm eingeschlagen hätte.

»Don? Don? Ein spanischer Prinz?« fragte er erschrocken, indem er seine Mütze wiederholt herabriß und mit offenem Munde nach Cäsar hinstarrte.

»Nicht doch«, entgegnete dieser geschmeichelt. »D—o—h—n, Dohn, sagen wir Cäsar Dohn, Ceremoniär des ersten hiesigen Kunstsalons.«

»Ah! Kunstmäcenas!« versetzte Tochterl, leichter aufathmend. »Freut mich sehr. Ich bin auch ein solcher, aber nur in Betreff der Musik und des Gesanges. In den Melodien so herumwühlen, das ist meine Passion. Und meine Tochter, die Greti, wühlt auch mit; sie und ich, und wenn's noththut, der Lehrbuk, wir drei singen oft Quartetten, daß Einem Hören und Sehen vergeht. Aber ich plaudere da und halte Sie auf, nach Hause zu gehen. Darf ich Ihnen vielleicht meinen Regenschirm anbieten? Ich hole ihn morgen in Ihrem Palais ab.«

»O bitte«, versetzte Cäsar lächelnd, »mein Palais ist hier oben die Bodenkammer.«

»Nicht möglich!«

»O, ich befinde mich recht wohl hier oben. Schöne Aussicht! Frische Luft! Kreuzbrave Hausleute!«

»Wie, Euer Gnaden residiren also aus Caprice so bescheiden? Merkwürdig! Aber hohe Herren haben ihre eigenen Litzen!«

„Nennen wir das Schicksal Caprice, und Sie haben Recht, ehrenwerther Herr von Tochter. Aber nun gebe ich mir die Ehre, mich Ihnen ganz ergebenst zu empfehlen.«

„Unterthänigster Diener, Herr Don Cäsar!“ erwiderte Tochterl, die ihm dargereichte Hand freudig erfassend.

»Sehr vergnügten Abend, geehrtester Herr!« sagte Cäsar. »Ich empfehle mich Ihnen ganz ergebenst!« Unter gegenseitigen Bücklingen trennten sie sich. Dabei stieß Cäsar an einen Baumstamm, was ihn zu dem Ausrufe veranlaßte: »Alle Teufel!«

»Ach, ich bedaure«, rief Tochterl. »Haben Sie sich doch nicht wehe gethan?«

»O, durchaus nicht!« erwiderte Cäsar mit süßsaurer Miene und schritt dann dem Hause zu.

Dochterl sah ihm einige Augenblicke verblüfft nach.

»Merkwürdig!« sagte er für sich. »Ein hochgebildeter, feiner Herr, wie sie nicht alle Tage vorkommen! Bin begierig, Näheres über ihn zu erfahren. — War das kein Donner? Nein, wieder nicht! Sollen denn heute meine Wetterregeln alle zu Schanden werden? Soll der hundertjährige Kalender sich in seinen alten Tagen noch das Lügen angewöhnen? Das thät' mich wahrhaftig verdrießen.«

Er wurde aus seinen Betrachtungen durch die aus dem Hause kommende Frau Breitsamer, seine Schwägerin, gestört, die ihm zurief:

»Aber Schwager, warum bleibst denn da draußen stehen? Die Greti ist drinnen. Komm' doch in's Haus herein.«

»Komm' schon, Schwägerin, komm' schon. Ich habe mich nur erst über etwas wundern müssen.«

»Etwa über den blauen Himmel? Steht schon wieder Regen im Kalender, weil Du so wetterfest beisammen bist?«

»O, es ist noch nicht Abend, Schwägerin. Du wirst es schon erfahren. Besser vorgesorgt, als nachgethan. Ist der Schwager schon zu Hause? Ich bin da, ihn zu drosseln« (zu gratuliren).

»Er kommt mit dem Abendzug«, entgegnete Frau Breitsamer. »Er wird sich freuen, wenn er Dich und Greti bei uns sieht.«

»Mit dem Sehen allein soll's nicht abgehen. Ich bring' ihm auch einen Drosselring (Geburts- oder Namenstagsgeschenk) mit. Hier eine Ulmerpfeife mit silberbeschlagenem Deckel und da

zwei gebratene Hendl — schon tranchirt — und wieder da feine Halbmonatrettiche, die ich beim Kunstgärtner geholt habe. So — da setzen wir uns dann vor das Haus und warten's Donnerwetter bei einem frischen Maßl ruhig ab. Es ist wirklich heimlich bei Euch heraußen. Jetzt will ich aber den Anderen Grüß Gott! Sagen.«

»Du bist halt immer der Aufmerksame!« entgegnete die Frau. »Komm' nur herein, Alle werden sich freuen.«

Beide gingen in das Haus. Die Pfeife behielt Tochterl in der Hand, die Hendln aber, wohl in sauberes Papier gewickelt, und die Rettiche ließ er auf dem Tische liegen.

Die Großmutter kam kurz darauf aus dem Hause, um sich nach Tochterl's Mitgebrachtem umzusehen.

„Schau, schau — die schönen Rettiche!« sagte sie für sich. »Die passen mir g'rad'! Davon steck' ich dem Herrn Cäsar ein paar ins Gartenbeet, dann meint er, sie sind schon wieder gewachsen. Mein Gott! Schenken laßt er si nix und er dauert mich so. Wenn i ihm nur helfen könnt'! Wenn i ihm nur seine Uhr wieder verschaffen könnt', die ihm so viel Kummer macht! Da fällt mir was ein! Wenn der Vetter ihm das Geld geben thät'! I mach' mich an die Greti. Ja, ja — die muß helfen.«

Während dieses Selbstgespräches hatte sie zwei der schönsten Rettiche in das Gemüsebeet gesteckt. „So, jetzt braucht er wenigstens nit hungrig in's Bett zu geh'n; zu einer Maß Bier verheiß' i ihm dann auch noch. Recht gern lasset i ihm ein Schlegerl von den Hendln zukommen, aber i kann ihm doch nit weismachen, daß neben den Rettichen auch Hendln wachsen. Er soll aber doch was davon kriegen. Ja, ja — er soll was davon kriegen.«

Die Ankunft ihres Enkels, des Fritz, unterbrach sie in diesen Gedanken. Er trug die Uniform eines Einjährig-Freiwilligen und war ein hübscher Mann. Ein paar Narben auf der linken Wange bewiesen zwar, daß er nicht immer gut parirt, aber auch, daß er die Mensur nicht scheute und seinen Mann zu stellen wußte. Seine Oberlippe zierte ein kleines, dunkles Schnurrbärtchen.

Sobald er die Großmutter erblickte, eilte er auf sie zu:

»Grüß' Di' Gott, Großmutter!« rief er, ihr die Hand reichend.

„Grüß' Di Gott wieder!« erwiderte erfreut die Frau. „Da hast mei' Hand.«

»Und also — was bringt mir Deine Hand?« fragte Fritz lachend.

»Bringen? Hast schon wieder kein Geld? Da geht's Dir wie mir!«

»Wer fragt nach Geld! Hat die Hilda für mich nichts dagelassen?«

»Ja, einen schönen Gruß«, erwiderte neckisch die Alte.

»Nur einen Gruß? Keine Antwort auf meinen Brief? Du hast ihn ihr doch gestern gegeben?«

»Hör', Fritz, Du hast mi schändlich verführt!« sagte jetzt die Großmutter.

»Ich? Dich verführt?« lachte Fritz.

»Etwa nit? Du weißt, daß i nit »Nein« sagen kann, wenn Du etwas von mir verlangst; Du sollst also nix verlangen. I red' da nit vom Geld. Das hab' i Dir freiwillig g'geben, es war nit viel und Du hast es nothwendig braucht. Bist ja auch immer brav und fleißig, und wenn Geist und Körper ang'strengt sind, will auch der Magen was haben. Und dann mußtest Du auch eine neue, feine Uniform anschaffen. Flott sein ist ja die Hauptbedingung beim Soldaten. Und Du siehst aus, wie ein flotter Regiments-Kadet. Weißt Du, das war zu meiner Zeit der Inbegriff alles Schönen. Freili', Dei' Sinn geht höher und i freu' mi schon, Di einmal als Offizier z'sehen. Aber lieber kann i Di dann auch nit haben, und schöner siehst Du als Lieutenant auch nit aus, als wie damals so ein Regiments-Kadet ausg'sehen hat. Mei' Gott, i hab's oft g'sungen das hübsche Liedl« — sie sang jetzt mit feiner Stimme:

»Ist nix so schön, ist nix so nett,
 Als ein Regiments-Kadet —
 Und sein Silhouet, Silhouet,
 Hängt über sein Bettstattl weg;
 Ist nix so schön, ist nix so nett,

Als ein Regiments-Kadet!«

»Aber, Großmutter! Lass' jetzt die Vergangenheit in Ruh, sprich von der Gegenwart. Hat Dir Hilda wirklich kein Briefchen für mich gegeben?« fragte Fritz, die Alte an der Wange streichelnd.

»Nun, da hast Du's«, sagte jetzt diese. „Aber i sag Dir's im Ernst, Fritzl, es ist das letztmal, daß i mi zu Euerm Liebesboten hergab.«

»O Du süß's Großmutter!« schmeichelte Fritz, indem er das Briefchen erbrach und las.

»Ja, »Du süße Hilda«, hast sagen wollen. Was treib' i in meinem hohen Alter noch für Geschäfte! Dem Vetter stehl' i die Rettich, um dem armen Cäsar zu einem Nachtmahl zu verhelfen, und da mach' i eine Bandlei zwischen Dir und — nein, das kann nit gut thun! Jetzt g'schieht's aber nimmer — nein, gar nimmer.«

Fritz hatte mit freudiger Begierde Hilda's Zeilen gelesen, dann sagte er: »Großmutter, ich leg' Dir heute noch ein Briefchen in Deine Kommodeschublade, das muß Du mir gleich morgen an Hilda besorgen. Hilda verlangt Antwort; ich darf sie nicht warten lassen. Großmutterl, nicht wahr, Du besorgst mir die Antwort?«

»Ja, wenn's nur eine Antwort ist«, meinte die Großmutter, »dann — aber was Anderes hätt' i nit mehr b'sorgt.«

»Du bist halt meine gute — gute«, er küßte die alte Frau auf die Wange.

»Ge zu, Du Schliffel!« erwiderte diese lachend. »Den Vater wird's freuen, daß Du auch seinen Geburtstag mitfeierst. Er kommt mit dem Acht-Uhr-Zug. Dann woll'n wir einen recht vergnügten Abend feiern. Hat ja der Tochterl eigens gebratene Hendl'n mitbracht und von der Marianne kriegt er ein gesticktes Cigarrentaschl und vom Nachbar Wehringer ist ein prachtvoll's Wandkastl kommen, wie si's Dei' Vater schon lange g'wünscht hat. Der junge Wehringer, der Ernst, Dein und Mariannens Spielkamerad, hat's mit eig'ne Händ g'macht. Nu, der hat in der Fremd' was g'lernt! An dem kann der Alt sei' Freud hab'n!«

»Er hat's auch«, versetzte Fritz, »und das Mäd'l, das er einmal heimführt, kann sich gratuliren.«

»Ei, ja«, meinte die Alte, »der wird si' scho' umschau' n um eine reiche und schöne Mei', der kriegt Jede, die er mag.«

»Großmutterl, ich kenn die, die er möcht'!«

»So? Am End' gar die Hilda, weilst so feierlich red'st.«

»Nein ..., die lass' ich ihm nicht. Jch will Dir's anvertrauen ... aber erst morgen sollst Du 's erfahren. Jetzt muß ich in's Haus hinein und die Verwandten begrüßen. Ich kann leider nicht bleiben, bis der Vater kommt ... ich hab' Dienst und dem Hauptmann, der jetzt die Kompagnie führt, Du weißt ja, dem Felseck, möchte' ich kein gutes Wort geben, meinen Dienst über acht Uhr hinaus vertauschen zu dürfen.«

»Aber das ist ja recht schad'! Und hätt' den Vater so g'freut.«

„Dienst geht vor Allem! Also — in der Kommode oben — Schublade aufmachen!« Mit diesen Worten trat er in's Haus.

Die Alte sah ihm mit vergnügtem Gesichte nach. Er gefiel ihr gar so gut, wie er so proper beisammen war.

»Warum er nur so feierli than hat, als er vom Nachbar Ernst sprach«, sagte die Alte für sich. — Hätte sie hören können, was Fritz, nachdem er die Verwandten begrüßt, im Stübchen der Schwester, wohin er diese befahl, verhandelte, so würde sie ihre welken Hände verwundert zusammengeschlagen haben.

»Marianne«, begann der Bruder, »ich hab' mit Dir zu reden über etwas Wichtiges, etwas sehr Ernsthaftes.«

»Etwas Ernsthaftes? Willst Du mir ein Geheimniß anvertrauen? Ich kenne es ja ohnedies. Es heißt Hilda.«

»Nein — es heißt anders. Es heißt Ernst«, entgegnete Fritz.

»Ernst?« fragte Marianne.

»Nun, Du kennst doch den Sohn des Möbelfabrikanten drüben, unsern Jugendgespielen?«

»Ah so, den Ernst Wehringer? Warum sollt' ich den nicht kennen. Was ist's mit ihm?«

»Du weißt, daß er vor einigen Monaten aus der Fremde zurückgekehrt und ein sehr feiner Herr geworden ist. Sein Vater will ihn in das Geschäft aufnehmen, das künftighin Wehringer und Sohn heißen soll. Das Geschäft geht vortrefflich, es verspricht eine der ersten Firmen in der Kunsttischlerei zu werden. Es hat große Bestellungen vom Hof.«

»Das freut mich«, entgegnete Marianna »aber was sagst Du mir das Alles, und gerade heute?«

»Weil morgen der junge Wehringer uns besuchen wird, und weißt Du, zu welchem Zwecke?«

»Das kann ich mir nicht denken.«

»Nun denn ... Ernst will um Deine Hand anhalten!«

»Fritz!« rief Marianne erschrocken. »Du schwätzt da einen Unsinn.«

»Ich glaube, es war sehr gescheit, was ich sagte. Ich betrachte es als ein großes Glück für Dich, für uns Alle!«

»Jetzt höre«, entgegnete Marianne, „Du erlaubst Dir da einen Ton, den ich nicht leiden mag. — Nummer eins glaube ich, Du hältst mich zum Besten. Nummer zwei hat sich Herr Ernst seit seiner Zurückkehr bis jetzt so wenig um mich gekümmert, daß ich ihm unmöglich zutrauen kann, er habe eine Neigung zu mir, und Nummer drei ...«

»Nun und Nummer drei?« fragte Fritz.

»Nr. 3 könnte ich überhaupt nicht Ja sagen.«

»Warum?«

»Warum? Darum!«

»Ich kenne dieses Darum!« sagte Fritz, die Schwester scharf ansehend. »Ich sah Dich einmal mit einem Herrn in der Nähe des Doms, ich marschirte mit der Kirchenparade und konnte mich nicht näher unterrichten, wer der Herr war. Marianne, Du mußt mir vertrauen. Es handelt sich um Dein Glück, und wer sollte Dir dieses mehr wünschen, als Dein Bruder. Sag' mir, wer war der Herr?«

»Ich kenn' ihn nicht näher. Zum erstenmale sah ich ihn bei Großhesselohe, dann auf dem Armenball. Aber so viel weiß ich, daß er ein Ehrenmann ist.«

»Und was will dieser unbekannte Ehrenmann von Dir?« fragte Fritz erröthend.

Die Geschwister sahen sich einige Augenblicke in die Augen.

»Sei unbesorgt, Fritz«, sagte dann die Schwester. »Er will nichts von mir, was meiner unwürdig wäre. Aber ich werde ihn morgen wieder sehen und werde darauf dringen, daß er sich nun zu erkennen gibt.«

»Wann?«

»Morgen nach dem Hochamt im Dome! Am Mittag werde ich Dir dann Alles sagen. Bis dahin quäle mich mit nichts mehr. Du weißt, auch ich habe meinen Kopf — und es bleibt dabei.«

»Aber ich muß Dich doch warnen!« versetzte Fritz. »Du denkst zu ehrlich von Jedermann und kennst — die Herren nicht, die mit Vorliebe galanten Abenteuern nachgehen. Und daß Dir der Unbekannte nicht sofort sagte, wer er wirklich sei, muß Dir doch deutlich klar machen, daß er nur ein Abenteuer mit Dir ...«

»Sprich nicht weiter«, fiel Marianne erröthend ein, »ich selbst trage daran die Schuld, da ich vergaß, ihn näher zu fragen. So viel weiß ich, daß er ein Ehrenmann ist.«

»Ehrenmann — was heißt Ehrenmann! Die Kavaliere und Offiziere zum Beispiel sind Alle Ehrenmänner und Niemand fällt es ein, ihnen dies streitig zu machen, wenn sie nach sogenannten galanten Abenteuern Jagd machen. Das Mädchen oder die Frau aber wird mehr oder minder dadurch kompromittirt. Um nur ein Beispiel anzuführen, so ist mein Hauptmann Baron Felseck im Dienste geradezu ein Pedant, der uns das Leben, mehr als nöthig ist, versauert — außer Dienst aber soll er es nicht genau nehmen und man will ihn im Zivil schon öfter mit Mädchen, die seinem Stande nicht angemessen sind, gesehen haben. Deshalb denkt aber kein Mensch daran, ihn weniger zu respektiren, und er selbst scheint dahinter nichts Verhängliches

zu finden. So treiben es Viele und siehst Du, Marianne, wenn Du in die Hände eines solchen Kavaliere gerathen wärest — Du in Deiner unschuldvollen Weltauffassung, das könnte mich rasend machen, und wehe Jedem, der es wagen sollte, Dich — in üblen Ruf zu bringen!«

»Fritz!« rief Marianne, »Du brauchst nicht erst rasend zu werden. Du bist es ja schon. Ich weiß, Du bist um mich besorgt, und — morgen Näheres. Sprechen wir heute nicht mehr davon! Nicht wahr? Geh' zu den Verwandten hinein, ich will im Salettl den Tisch herrichten. Es ist ja heute so herrlich außen, so friedlich, daß man unmöglich an Falschheiten und Schlechtigkeiten denken mag.«

»Aber an das Glück läßt sich dabei denken.«

»An das Glück?«

»Ja — Dein Glück ist Ernst!«

»Du denkst im Ernste daran?« fragte Marianne. »Muß ich Dich erst darauf aufmerksamer machen, daß ...«

»Daß Wehringer's Juden sind« — unterbrach sie Fritz, »das habe ich gar nicht erwogen. Das macht das Zusammenleben von Jugend auf. Ja, auf das vergaß ich ganz — aber es sind kreuzbrave Leute und ...«

»Warum sollen Juden keine kreuzbraven Leute sein?« fragte Marianne, da der Bruder in seiner Rede zu stocken anfangte.

»Je nun, ich meinte nur — ein gewisses Vorurtheil ... Aber ich weiß mir keinen treueren Freund, als Ernst, und Vetter Tochterl schwört nicht höher, als auf seinen alten Wandergesellen, den Vater Wehringer. Denke nur an das schöne Familienleben, das in ihrem Hause besteht. Und an den rührenden Dank denke, welchen uns die ganze Familie seit jenem Brandunglück, da wir uns ihrer als hilfsbereite Nachbarn erwiesen, so treu bewahrt.«

„Ich weiß noch mehr Tugenden von ihnen, worin sie den Christen ein gutes Beispiel geben«, versetzte Marianne.

»Du meinst, daß sie meistens viel Geld haben?« warf Ernst lachend ein.

»Warum haben sie Geld?« fragte Marianne. »Weil sie sparsam und klug sind. Weil sie auf morgen denken.«

»Ja, da hat's gute Wege«, meinte Fritz, »wenn Du so tolerante Ansichten hast. Unter solchen Umständen darf ich Ernst einige Hoffnungen ...«

»Für heute nichts mehr davon. Ich lasse mich in der Wahl meines Herzens von Niemandem bestimmen, als von diesem selbst — und dieses — hat gewählt.«

III.

Unterdessen hatte die Großmutter mit Cäsar Dohn im Garten ein Zwiegespräch. Er hatte sich's bequem gemacht und erschien in einem abgetragenen, aber reinlichen Gradlanzug, einen rothen Fez mit langer blauseidener Quaste auf dem Kopfe und eine Gartenhau in der Hand. Die Großmutter versteckte sich hinter dem Buschwerk, um Zeuge von Dohn's Ueberraschung bei seinem Funde zu sein.

»Will doch sehen, ob wieder eßbare Radiwurzel vorhanden«, sagte er sich, dabei eine Marschmelodie summend. Schon der erste Zug war ihm geglückt. Er zog einen prächtigen Halbmonatrettich heraus.

»Ah! Ah! — Ist das ein Segen in diesem Beet!« rief er. »Und hier wieder!« Dabei zog er einen noch ansehnlicheren Rettich heraus. »Mir steht der Verstand still! Gestern Wurzel, heute Rettich! Ja, ja, Gott verläßt keinen Deutschen nicht! Das ist ein wahres Wunderbeet!«

Die Großmutter kicherte in ihrem Verstecke, daß sie ein Husten überkam. Cäsar blickte nach der Stelle und rief :

»Großmutter, sind Sie da?«

Die Frau trat jetzt vor und sagte: »Ei, das ist schön, daß i Ihnen seh', Herr Cäsar. Sie müssen mir einen G'fallen thun. I hab' da in meiner Zerstretheit beim Selcher zu viel Fleisch gekauft. Sie thun mir g'wiß den G'fallen und nehmen mir etwas davon ab. Sehen S', Wurst und Schinken und zum Versuchen ein Schlegerl von einem gebratenen Hendl.«

»Wurst und Schinken und Hendl?« fragte Cäsar lachend. »Aber meine liebe Frau Großmutter ...«

»Entschließen S' Ihnen schnell«, unterbrach ihn die Alte. »I schreib' es Ihnen schon auf die Monatsrechnung.«

»Ist das wahr?« versetzte Cäsar, dem der Mund nach dem schmackhaft aussehenden Fleisch wässerte. »Je nun, wenn Ihnen damit ein Gefallen geschieht ...«

»Ei was denn«, entgegnete die Alte und drückte ihm das Mitgebrachte in die Hand. »Darf i Ihnen nit auch eine Flasche Bier aus dem Keller bringen. Hofbräuhausbier ...«

»Aber ...«

»Zum Fleisch gehört auch Bier und Brod. I sorg' schon für's Brod«, unterbrach ihn die Alte. Cäsar lächelte vergnügt.

»Aber bitte, Frau«, sagte er dann. »Ist denn heut' Kirchweih?«

»Lassen S' Ihnen das Bisl schmecken«, versetzte die Alte. »Es is mein' Sohn sein Burzeltag, da soll Alles zufrieden sein im Haus.«

»So werde ich auf Ihr und Ihres Sohnes Wohl essen und trinken!«

»Ja, das thun S'. Und zum Dank dafür bring' ich Ihnen dann d' Guitarre. Der Vetter Tochterl hört für sein Leben gern Singen und Spielen und auch die Greti — da soll's dann einen vergnügten Abend geben. Also 's Bier bring' i glei und fangen S' nur z' essen an — ich wünsch' besten Appetit.«

Cäsar sah der sich Entfernenden mit dankbarem Blicke nach. Er setzte sich auf eine Bank und begann fein so unvermuthet empfangenes Mahl zu verzehren. Die Großmutter brachte ihm eine Flasche Bier, Glas, Salz und Brod, sowie die Guitarre und eilte dann wieder von dannen, um den Glücklichen nicht in seiner Mahlzeit zu stören.

Die übrige Gesellschaft hatte sich in das Salettchen begeben. Bei der Geschwätzigkeit des Veters Tochterl, der überall, wo er sich befand, das Wort führte, fiel die Schweigsamkeit Mariannens nicht auf. Während sie sich den Anschein gab, dem Vetter aufmerksam zuzuhören, waren ihre Gedanken bei ihm, dem Unbekannten, und bei den Worten des Bruders. Nur als Tochterl seines Wanderlebens und der Handwerksburschenzeit und dabei seines Wandergesellen, des Nachbars Wehringer, erwähnte, schien sie mit mehr Interesse an der Stelle zu sein.

Dochterl erzählte, wie er und Wehringer, mit dem Felleisen auf dem Rücken, monatelang im In- und Auslande herumgewandert seien, bis sie endlich Beide in Wien in Kondition treten konnten. Sie waren arm von Hause aus und hatten sich vorgenommen, durch Fleiß und Sparsamkeit so viel zu erwerben, um sich einmal in München als Meister etabliren zu können und ansässige Bürger zu werden. Während die Mitgesellen an Sonn- und Feiertagen den größten Theil des Wochenlohnes, natürlich mit ihren Schätzen, verbrauchten, sammelten sie ihre kleinen, klingenden Schätze und Einer gab dem Anderen das Ersparte zum Aufheben. Es entstand zwischen Beiden ein wahrer Wetteifer, wer reicher werden sollte, und so brachten sie es nach wenigen Jahren zu einem kleinen Kapital. Damit kehrten sie nach München zurück. Dem Wehringer gelang es zuerst, sich ein Realrecht zu erwerben, und da dessen Geld nicht ausreichte, überließ ihm Dochterl sein Erspartes. Sie sagten sich, wenn Einer einmal im Sattel säße, könnte er auch dem Anderen auf den Gaul helfen. Und sie hatten sich nicht geirrt. Wehringer's Möbel fanden großen Beifall, und nach etwa drei Jahren konnte er nicht nur Dochterl sein Entlehntes zurückgeben, sondern ihm auch zum Ankauf seines jetzigen Anwesens verhelfen. Und er schloß seine Erzählung mit den Worten:

»So war's in früheren Zeiten, wo man noch etwas hielt auf die Freundschaft. Heutzutag' denkt Jeder nur an sich selbst, traut Keiner dem Anderen mehr, ist Einer dem Anderen neidig; und wie schön könnt's sein, wenn Jeder den Anderen respektiret, der seine Pflicht thut als braver Arbeiter. Ja, ja, Arbeit und Sparsamkeit — wer die Beiden respektirt, der bringt's allezeit zu etwas Rechtem.«

»Aber Glück muß auch dabei sein!« meinte Fritz. »Hat der Mensch kein Glück, nützt all' seine Plage nichts.«

»Glück?« versetzte Dochterl. »Das Glück hat Jeder in seiner Hand, wenn er Ordnung hat in Allem. Ordnung ist der Weg zum Glück. Diese Einsicht dank' ich dem Juden Wehringer, und seinen Rathschlägen verdanke ich Alles, was aus mir worden ist. Ordnung und Genügsamkeit schaffen die Zufriedenheit, und was will der Mensch mehr, als zufrieden sein! So wünsch' ich mir zum Beispiel jetzt gar nichts Besseres, als das, was ich habe: lauter friedliche Gesichter um mich, eine gute Maß Bier und — wer spielt denn da Guitarre?« unterbrach er sich plötzlich. »Merkwürdig!«

»Das ist der Herr Cäsar«, versetzte die alte Großmutter. »Der spielt Dir z'lieb', weil ich ihm g'sagt hab', daß d' Musi so gern hast.«

»Ah!« rief Dochterl, »das freut mich ...«

»Bst!« gebot Greti, »ist mir doch, als hört' ich trommeln!«

Man hörte in der That einen Gesang, der von einer Trommel begleitet schien. Diese Trommel bildeten aber nur Cäsar's Finger auf der Guitarre.

»Ach, wie schön!« rief Greti und erhob sich, um besser lauschen zu können.

»Aha, das ist das Trommellied, das Leiblied des Herrn Dohn«, sagte die Großmutter.

»Bst! Bst!« machte Dochterl.

Nun hörte man deutlich den Text des Liedes:

»Der Tambour ist ein junger Fant,
Doch ist's der erste Musikant,
Und fühlt sich als ein ganzer Mann,
Fängt lustig er zu trommeln an.
Rataplan! Rataplan! Rataplan!«

Dochterl und Greti fühlten sich von dem Gesange so angezogen, daß sie unwillkürlich den Hügel hinab und der Laube zuschritten, in welcher Cäsar, mit einer Art Begeisterung sein Trommellied sang und schlug:

»Und wie der Tambour schlägt und tritt,

So hält das Regiment den Schritt,
 Er wirbelt frisch im Pulverdampf,
 Schlägt zum Alarme und zum Kampf.
 Rataplan! Rataplan! Rataplan!

Wirft ihn die Kugel in den Sand,
 Hält er die Schlägel fest zur Hand,
 Da trommelt sich der kleine Held
 Hinüber in die and're Welt!
 Rataplan! Rataplan! Rataplan!«

Cäsar war jetzt überrascht, das »Rataplan!« von Tochterl und der ganzen Gesellschaft, mit Ausnahme Mariannens, die im Salettl zurückblieb, mitsingen zu hören.

Rasch stand er auf und grüßte militärisch an dem Fez. Es war schon sehr dämmerig und man konnte sich in der mit Buschwerk umgebenen Laube nicht mehr deutlich sehen.

»Respekt! Respekt!« rief Tochterl. »Ausgezeichnet, Herr von Dohn! Merkwürdig schön! Dieses Trommellied müssen wir noch öfters miteinander singen.«

»Ach, es war herrlich!« rief Greti schmachmend.

Während Tochterl mit Cäsar sprach, sagte die Großmutter leise zu Greti:

»Dein Vater könnt' ihm aus der Patsche helfen. Mit fünfzig Mark wär' ihm g'holffen.«

»Ich werd' ein gutes Wort für ihn einlegen, verlass' Dich d'rauf«, sagte Greti. »Der Arme dauert mich! Ach, wenn ich nur das Trommellied noch einmal hören könnte!« setzte sie hinzu.

Cäsar war sofort bereit, diesen Wunsch zu erfüllen, und sang wiederholt, diesesmal mit Begleitung der Uebrigen bei jedesmaligem Schluß-Rataplan.

Nun kam auch Marianne und theilte den Anderen mit, daß der Zug bereits in den Bahnhof eingefahren sei und der Vater in einer Viertelstunde nach Hause kommen müsse. Fritz schnallte sich sofort den Säbel um und sagte, daß er dem Vater entgegengehen wolle, weil es ihm unmöglich sei, länger hier zu bleiben, da ihm sein Hauptmann nicht freigegeben.

»Herr Lieutenant in spe, gib Acht, daß Dein feiner Rock nicht kaput wird. Ein Gewitter ist im Anzug!« sagte Tochterl.

»Du scheinst wirklich ein solches herzuwünschen!« versetzte Frau Breitsamer.

»Ich schon — ich!« erwiderte Tochterl, »denn ich möcht' Recht b'halten.«

»Wenn Du bei uns in der Kaserne wär'st«, sagte Fritz, »da gäb's alle Tag Donnerwetter mit Sturm und Blitz. Unser Hauptmann ist der reinste Vater Zeus. Und gerade auf mich läßt er stets den Hauptstrahl nieder. Es ist Zeit, daß mein Jahr um, sonst ...«

»Das wundert mich«, versetzte Cäsar, »Felseck war zu meiner Zeit Adjutant, ein humaner Mann — er war es, dem ich« — er zog, sich vergessend, den Schlüssel aus der Uhrtasche — »diese Uhr verdanke!

Ja so! ...«

»Mag sein, daß er damals sanfter war, aber jetzt — nun die Paar Wochen wird er mich auch nicht mehr auffressen. Gute Nacht jetzt Alle miteinander! Morgen Mittags auf Wiedersehen.«

Fritz verabschiedete sich von Allen, Cäsar aber gab ihm das Geleite bis zur Gartenthür. Er hatte hier ein Transparent vorräthig, welches er über der Tür befestigen wollte. Es enthielt die Worte: »Glück und Segen zum heutigen Tage«. Er hatte es schon längere Zeit in Bereitschaft, um zum Geburtstage seinen Wohlthäter zu überraschen.

Fritz drückte ihm dankend die Hand.

»Aber Herr Fritz, was haben Sie denn eigentlich mit Ihrem Hauptmanne?« fragte Cäsar den jungen Krieger.

»Das will ich Ihnen sagen. Vor mehreren Wochen sah er mich mit — mit einem Mädchen in der Stadt gehen, da fragte er mich eines Tages mit verletzendem Lächeln, wer das Mädchen sei und wo es wohne. Ich erwiderte ihm hierauf, daß nicht im Reglement stehe, derartige Fragen

zu beantworten. Seit dieser Zeit kann ich ihm nichts mehr recht machen; möglich, daß es so ist. Aber das Geringste reicht hin, mir einen Verweis einzubringen, ja selbst schon einige Tage Zimmerarrest verdanke ich ihm.«

»Aber bester Herr Fritz«, erwiderte Cäsar. »Sie sind halt immer noch drei Viertel Student und nur ein Viertel Soldat. Halten Sie sich gut mit Ihren Vorgesetzten ...«

»Ich erlaube Niemandem, geringschätzig von meiner ... von dem Mädchen zu sprechen, mit dem ich damals ging, und ist er, wer er will. — Jetzt gute Nacht, lieber Cäsar, und Dank für die Aufmerksamkeit, die Sie meinem Vater zugedacht.«

»Gute Nacht — nichts verrathen!« rief er ihm nach.

Die Gesellschaft hatte sich in's Haus begeben, um das Abendmahl für den Gefeierten herzurichten, bis auf Tochterl, welcher sich auf den Hügel des Salettchens begab, um eifrig Umschau zu halten, ob an dem Himmel, an dem sich bereits einige Sterne zeigten, nicht auch eine Gewitterwolke sichtbar, während Cäsar das Transparent befestigte und außerdem einige farbige Papierlaternen an den Bäumen aufhing.

Dochterl sah ihm vergnügt zu, bot sich ihm auch zur Hilfe an und Beide überboten sich in Liebenswürdigkeiten gegen einander. Jetzt aber hörte Tochterl seinen Namen rufen. Der Ruf kam aus des Nachbars Garten und zwar vom alten Wehringer.

»Ja, Spezl«, rief Tochterl, »Du bist's?«

»Ja, freilich«, erwiderte der Angeredete, von dem man nur den Kopf über der Planke sah — »ich und die Sänger von meinen Arbeitern passen auf den Nachbarn, Deinen Schwager. Wir bringen ihm ein Hofrecht zum Geburtstag. Er wird, sobald er in seinen Garten tritt, von uns feierlich mit einem Gesang überrascht. Weißt, mei' Ernstl dirigirt Alles. Der versteht sich d'rauf.«

»Merkwürdig! Die Freud', die der Schwager haben wird!« versetzte Tochterl. »Doch wär's gescheiter, Ihr kämt gleich Alle herüber in Breitsamer's Garten. Ich richte die Sänger hinter die Laube und — wenn der Don Cäsar die Lampen angezündet hat und inzwischen kein Gewitter kommt — gibt's einen Weltswillkomm! Also macht nur, daß Ihr Alle herüberkommt — wir überraschen auch die Andern!«

»Es gibt schon noch eine Ueberraschung«, sagte jetzt Wehringer zu seinem Freunde. »Weißt was? Mein Ernstl hat's auf die Marianne abgesehen — Bruderherz, wir werden vielleicht gar noch Vettern!«

»Mir steht der Verstand still!« rief Tochterl. »Merkwürdig! Kein Donnerwetter hätt' mich so erschrecken können, ich mein', so freudig!«

»Aber sag' noch nichts«, gebot der alte Wehringer; „erst morgen Mittags geh' ich mit 'n Ernst auf die Frei.«

»Darf ich's zu Niemande sagen?« fragte Tochterl. »Das drückt mir ja 's Herz ab!«

»Niemanden — Deiner Greti sagst Du's auch erst am Nachhauseweg! Abgemacht!«

»Abgemacht! Merkwürdig!«

Nach wenigen Minuten waren die Sänger in Breitsamer's Garten versammelt. Cäsar wartete an der Thür mit der Guitarre. Das Transparent und die Lampen waren angezündet. Jetzt gab Cäsar das Zeichen, daß sich der Gefeierte nahe. Er schlug auf der Guitarre einen Wirbel. Alle Verwandte sammelten sich am Eingange.

Nun erschien der Erwartete und in diesem Momente wurden bis auf Tochterl und Cäsar Alle überrascht, als hinter der Laube ein prächtiger Männerchor ertönte.

Der Ankommende war sichtlich gerührt. Er selbst hatte auf seinen Geburtstag ganz vergessen; es war der sechzigste. Erst vor wenigen Minuten ward er durch die Gratulation Fritzens darauf aufmerksam gemacht.

Breitsamer war ein schöner, noch kräftig aussehender Mann; in seiner blauen Uniform mit dem Cartouche aus rothem Leder sah er ungemein proper aus. Cäsar nahm ihm sofort den Mantel ab, welchen er auf dem linken Arm trug — und so konnte er mit beiden Händen die ihn Beglückwünschenden bewillkommen.

Dann aber traten Alle in das Haus, um in bescheidener, aber herziger Weise den Festabend zu begehen.

IV.

»Sag‘ mir einmal, Vetter, ist das Wetter überall so infam schön, wie bei uns da? Ich frag‘ Dich auf’s Gewissen«, das war Tochterl’s erste dringende Frage.

»Nicht überall«, entgegnete der Oberkondukteur. »Im Bayerischen Wald hat es stark gewittert und bei Cham hat es sogar zweimal eingeschlagen, einmal in den Kirchthurm, das zweite Mal in einen Stadel!«

»Eing’schlagen hat’s!« rief Tochterl hochofren. »G’regn’t hat’s? Habt Ihr’s g’hört. Ja, ja — was hab’ ich alleweil g’sagt! Hätt’s nicht g’rad’ so gut bei uns einschlagen können? O, nur ein einzigesmal wenn ich meinen neuen Blitzableiter erproben könnt’!«

»Aber, Vater! Beruf doch nichts!« versetzte Greti.

»G’regn’t hat’s!« fuhr Tochterl fort, indem er sich vergnügt die Hände rieb. »O, hundertjähriger Kalender, deine Wahrheitsliebe hat sich glänzend bewährt! Laubfrosch, Barometer, Ameisen, freut’s euch — unsere Ehre ist gerettet!«

Der Eintritt des Nachbars Wehringer mit seinem Sohne Ernst machte diesem Wetterthema ein Ende. Dem Alten sah man den Bürger vom echten Schrot und Korn auf den ersten Blick an, weniger erkannte man in ihm den Semiten. Seine Züge waren äußerst wohlwollend, der Kopf war noch dicht mit grauen Haaren bedeckt. Außer einem kurzgehaltenen Schnurrbart war sein volles Gesicht glatt rasirt. Er trug einen langen, dunklen Rock und eine helle Halsbinde mit umgeschlagenem Kragen. Ernst dagegen war in hellem, elegantem Sommeranzuge. Er war hochgewachsen, dabei etwas schwächling und hatte sehr einnehmende Züge, welche durch die Blässe seines Gesichtes und die dunklen üppigen Haare sehr an Interesse gewannen. Hätte nicht das kleine, schwarze Schnurrbärtchen seinem Gesichte etwas Männliches gegeben, man würde sein Aussehen für mädchenhaft gefunden haben. Die Blässe seines Gesichtes machte zwar jetzt einer leichten Röthe Platz, da er den Nachbarn der Reihe nach die Hand reichte und nun auch diejenige Mariannens erfaßte. Er sah mit seinen sanften, dunklen Augen tief in die ihrigen, doch konnte er dies nur einen Augenblick thun, da das tief erröthende Mädchen rasch ihre Hand aus der seinigen zog und dem alten Wehringer die Hand zum Gruße reichte.

Bald saß man gemüthlich um den runden Tisch, vom nahen Brauhause ward der beste Münchener Saft herbeigeht, und der alte Wehringer, sowie der Oberkondukteur rauchten aus ihren Pfeifen, daß die nicht allzugroße Stube bald mit Tabaksqualm erfüllt war. Auf den Wunsch des Hausherrn war auch Cäsar eingeladen, der alsbald in seinem schwarzen Anzuge mit Frack erschien und Tochterl zu dem Ausrufe veranlaßte:

»Merkwürdig! Jetzt sieht er wieder ganz aus wie ein spanischer Don! Ich möcht’ doch wissen, was die da unten in Spanien für ein Wetter haben!«

»Ach, was könnte es im schönen Spanien Anderes geben, als Sonnenschein und Orangen!« meinte Cäsar. »Ach, wär’ ich dort, wo das Leben so schön ist, wie Schiller sagt.«

»Ach ja«, seufzte Greti nach, »das wünsch’ ich mir auch immer, so oft ich das schöne Lied für mich hinsumme: »Fern im Süd das schöne Spanien!«

»Nu’, mein Ernst kann uns was davon erzählen«, sagte der alte Wehringer. »Der war unten.«
„Wirklich?« fragte Greti, den jungen Mann mit großen Augen anstarrend. »Ich stell’ mir das ganze Land wie einen großen Blumengarten — lauter Felder voll Rosen und Narzissen — vor.«

»In der Phantasie ist es freilich schöner, als in der Wirklichkeit«, versetzte Ernst. »Es gibt ja prachtvolle Gegenden, besonders jene am Meere, aber im Ganzen genommen, gefällt mir unser Bayerland viel besser.«

»Ach, aber Aranjuez muß doch schön sein«, meinte Greti, »und Andalusien — ach Andalusien — dann, wie heißt gleich die Wolle? Estramadura! oder das Nachtlager von Granada, wo der Schütz des Regenten das prächtige Lied gesungen —«

»Sie sind ja ungemein dort bewandert«, sagte Ernst lächelnd zu Greti.

»Ja, ja — wie sollt’ ich das nicht kennen. Müßt nicht den »Barbier von Sevilla« schon zehnmal gehört und von den schattigen Kastanien an des Ebro’s Strand tausendmal gesungen haben.«

»Und die »Schwätzerin von Saragossa« könnt' sie jede Stund' spielen«, warf der alte Tochterl neckisch ein. »Sie läßt mich den ganzen Tag nicht zu Wort kommen.«

»Aber Vater — so red' doch — ich — ich hindere Dich nicht daran — sprich nur!«

»Das Wort hat für jetzt Herr Ernst«, entgegnete Tochterl.

»Was soll ich Ihnen erzählen«, versetzte Ernst. »Ich habe in Madrid und Valencia gearbeitet — zog es aber vor, schon nach kurzer Zeit nach Paris zu gehen, wo ich für mein Geschäft etwas Tüchtiges lernen konnte. Spanien hat mich kalt gelassen.«

»Aber die dunkeläugigen Spanierinnen?« fragte Greti lachend, »die machten Ihnen die Trennung doch schwer?«

»So fragt man d' Leut aus!« rief jetzt die alte Großmutter.

»O, ich geb' schon Antwort«, versetzte Ernst. »Ueber den dunklen Augen der Spanierinnen hab' ich die schönsten Augen in der Heimat nicht vergessen, nach denen ich mich oft — oft gesehnt.« Er blickte dabei Marianne vielsagend an.

Cäsar glaubte aber, etwas Gescheites sagen zu müssen, indem er meinte:

»Sie meinen das Lied: »Du hast ja die schönsten Augen, mein Liebchen was willst Du noch mehr?« Wenn Sie befehlen, so singe ich's. Oder ich sing' auch: »Fern im Süd das schöne Spanien« — mir ganz gleich. Großmutter, bitt' um die Zupfgeige (Gitarre).«

»Wenn ich zu bestimmen habe, würde ich um das erstere Lied bitten«, sagte Ernst.

Cäsar hatte schon den Accord angeschlagen und eine sentimentale Position angenommen, als sein Auge zum erstenmal fest auf Greti gerichtet war. Eine warme Erinnerung tauchte in ihm auf. Er mußte unwillkürlich an seine Margarethe denken, an das Ideal seiner Jugend, wie er sich ausdrückte. Ein gewaltiger Seufzer entrang sich seiner Brust und er starrte eine Weile zur Wanddecke empor, daß man nur das Weiße seiner großen Augen erblicken konnte, was die Meisten zu einem unterdrückten Lachen zwang; nur Tochterl sah kopfschüttelnd bald den Tambourmajor, bald die Wanddecke an, und rief endlich den Verzücktscheinenden in die Wirklichkeit durch sein »Merkwürdig!« zurück.«

»Ach, ja — man hat auch seine Erinnerungen!« seufzte Cäsar und schlug einige Accorde, dann begann er das Lied, welches Alle bis auf Marianne mitsangen. Nach dem Gesange theilte sich die Unterhaltung.

Ernst fragte Marianne:

»Warum haben Sie nicht mitgesungen? Fühlten Sie, daß Ihre Augen gleiches Unheil anrichten könnten?«

»Da sei Gott bevor«, entgegnete Marianne. »Aber ich mag solch' exaltirte Bilder nicht. Ein vernünftiger, gesunder Mann läßt sich durch ein paar Augen nicht zu Grunde richten, das könnte nur bei einem Kranken der Fall sein.«

»Aber an sie denken kann auch der Gesunde, sich nach ihnen sehnen. Glauben Sie mir, Marianne, ich habe mich oft nach — München gesehnt.«

»Natürlich, nach Ihrem Vater?«

»Auch nach meinen Freunden. Es freute mich stets, wenn mir der Vater einen Gruß von Ihrem Hause schrieb. Ich erinnerte mich dabei immer an unsere Jugendjahre — wo Sie, Fritz und ich mitsammen spielten — wir waren uns Alle sehr gut —.«

»Es war eine lustige Zeit!« fiel Marianne ein. »Und es gab für mich keine größere Strafe, als wenn ich nicht mit Ihnen und dem Bruder herumspringen durfte.«

»Zur Strafe dafür mußten Sie mich dann über eine Woche im eigenen Hause behalten. Sie erinnern sich kaum mehr, als der große Brand in unserem Hause ausbrach. Ich war damals acht Jahre alt. Ihr Vater trug mich herüber und die Mutter folgte uns. Es war eine stürmische Nacht. Wir mußten eiligst das brennende Haus verlassen, und wenn Ihr Vater, der in jener Nacht von der Fahrt zurückkam, nicht das Feuer rechtzeitig erblickt und Lärm gemacht hätte, wir wären Alle rettungslos verloren gewesen. Mein Vater war damals verreist. Was meine gute Mutter, die seitdem nicht mehr recht gesund ist, und ich zu jener Zeit in Ihrem Hause Liebes und Gutes empfangen — das läßt sich niemals vergessen.«

Der alte Wehringer hatte die letzten Worte Ernst's gehört und sagte:

»Ein Jude vergißt niemals empfangene Wohlthaten, er bleibt für jede derselben dankbar sein ganzes Leben lang. Mag man ihm auch sonst Schlimmes andichten — Undankbarkeit wird man ihm niemals vorwerfen können, auch dem Schlechtesten nicht, und da wir zu den Guten gerechnet sein wollen, so wissen unsere lieben Nachbarn schon, wie sie mit uns daran sind.«

»Auf gute Freundschaft und Nachbarschaft für alle Zeiten!« Wehringer erhob seinen Krug und Alle stießen an.

»Aber das hast wieder merkwürdig schön g'sagt«, bemerkte Tochterl, nachdem er sich den Mund mit seinem Taschentuche säuberlich abgewischt hatte. Das erinnert mich so recht wieder an unsere Wanderzeit. Da hast auch viel schöne Reden gehalten und Dich in manche Kondition hineingeredet. Ich war gegen Dich nur so ein Pappler.«

„Je nun, Du hast Dir manche Arbeit erpappelt, die Hauptsache war doch, daß wir gehalten haben, was wir versprochen; es war Niemand mit unserer Arbeit angeführt.«

»Gewiß nicht!« fiel Tochterl ein. »Ich erzählte schon vorher von unserer Bravour und jetzt sollst Du auch noch das Lob haben, daß Du mich zu einem sparsamen Menschen gemacht hast. Ich habe früher jeden Pfennig in's Theater, in den Circus, in die Menagerie, Affenkomödie und weiß der Himmel! wohin getragen. Und in Wien, da wär' das letzte Gröschl im Prater verschwunden, wenn Du nicht meine Kasse geführt und mich so schmal gehalten hättest, daß ich nur auf das Geld meiner Ueberftunden angewiesen zwar, Du Geizhals, Du!« setzte er lachend hinzu.

»Es war schon nöthig, mit sich geizig zu sein,« entgegnete der alte Wehringer. »Wir haben zwölf Jahre lang mit 54 kr. nach bayerischem Geld gerechnet, als Gesellen gearbeitet, und zwar von Früh fünf Uhr bis Abends sieben Uhr. Das thut zwölf Stunden des Tages; die Sparpfennige von damals waren blutig verdient. Aber desto gewissenhafter habe ich sie zusammengehalten für mich und für Dich.«

»Was wahr ist, muß wahr bleiben! Du hast für mich so viel Geld erspart, daß ich ...«

»Daß Du mir's leihen konntest zum Ankauf eines Realrechtes. Siehst Du ...«

»Ja, aber dann — hast Du mir ausgeholfen und so sind wir Beide ansässige Bürger in München geworden, und wenn alle Christen und Juden so vernünftig wären, wie wir Zwei, so wäre aller Streit und Hader vorbei, denn gewiß wärmen wir uns an einer und derselben Sonne, und wenn's regnet, regnet's über uns Alle — das ist mein Glauben!«

»Aber heut' nit!« bemerkte die alte Großmutter lachend.

»Theilen Sie auch im Allgemeinen die Ansicht des guten Tochterl?« fragte Ernst Marianne, da die Uebrigen in freundlicher Weise sich mit dem Wettermacher herumstritten.

»Gewiß theile ich sie«, entgegnete Marianne »Ich beurtheile den Menschen nur nach seinem sittlichen Gehalt.«

»Und nicht nach seiner Religion?«

»Nein. Wer kann dafür, daß er in diesem oder jenem Glauben auferzogen wurde? Die Hauptsache

ist, daß Jeder den Pflichten seiner Religion genügt. Mein Stiefvater und die Großmutter sind Protestanten, meine Mutter, Fritz und ich sind katholisch, aber Keines von uns hat noch das Andere in Ausübung seiner Religion auch nur im geringsten gehindert. Mit derselben Toleranz stehen wir auch den Israeliten oder irgendwelchen Gemeinden gegenüber. Waren wir doch auch von jeher mit Ihrem nachbarlichen Hause befreundet.«

»Wie freue ich mich darüber, Sie so sprechen zu hören, Marianne«, versetzte Ernst mit leuchtenden Augen. Es war der Strahl der Hoffnung, der sie aufblitzen ließ.

»Haben Sie das nicht von mir erwartet?« fragte das Mädchen.

»Ich fürchtete, Sie möchten anders sprechen, obwohl ich hätte denken können, daß Ihre Bildung Sie über gewisse Anschauungen hinweghebt.«

»Bildung?« versetzte Marianne. »Glauben Sie, daß diese allein genügt. Wie viele Gebildete haben wir hüben und drüben, die nichts weniger als tolerant sind. Die Duldsamkeit

Andersgläubiger muß mit uns aufwachsen, sie wird durch vernünftige Eltern gepflanzt und erzogen. Die Vernunft muß uns dieselbe befestigen helfen und — gebildet heißt nicht immer vernünftig sein.«

»Sehr wahr!« entgegnete Ernst. „Dafür haben wir in der neueren Zeit einen Beweis in jenen Elementen, welche übertolerant sind; die uns alle unsere Ideale wegdisputieren möchten, die uns Alles rauben wollen, was uns heilig ist.«

Der alte Wehringer hatte den Beiden zugehört und nickte nun beistimmend.

»Ich habe in meiner Fabrik auch mehrere solcher unpolirter Gesellen,« sagte er, »die den Menschen zum Vieh herabsetzen möchten und ihm jeden höheren Flug wehren. Sie sammeln ihre Weisheit aus solchen Schriften, in denen man ihnen schwarz auf Weiß nachweist, daß Alles, was Religion heißt, nur blauer Dunst ist. Es ist schlimm, den Menschen ihren Herrgott zu rauben, zu dem wir uns doch Alle, ob Christ oder Jud, bekennen. Aber ich habe schon Manchen wieder auf den rechten Weg gebracht. Ja, ich, der Jude, habe schon manchen abtrünnigen Christen wieder christlich gemacht, besonders am Krankenlager oder in sonstigen Nöthen. Da fühlen sie es, wie nothwendig ihnen ein sittlicher Halt ist, da kriecht gar Mancher wieder zum Kreuz und das freut mich.«

„Mei' liaba Gott!« sagte die Großmutter, »'s is entsetzli, wie g'scheit jetzt die junga Leut' sein möchten und was s' für ein Unheil anrichten. Da bin i unlängst zum lahma Gregori kömma, der vom Almosen lebt und für den 's Leben koa' farbig's Bleaml mehr hat. Frau Breitsamer, hat er g'sagt zu mir auf mei' Frag', wie 's geht, Frau Breitsamer, hat er g'sagt, wie sollt's mir no' geh'n! Auf dera Welt bin i ein elendig's G'schöpf, und ein Jenseits, b'haupten s', soll's nimmer geb'n — und somit hab' i all' mein Trost und meine Hoffnung verlorn und i wünsch' mir nix mehr, als daß 's ein End nimmt, dös Elend. Mei', und so wird's Vielen ergeh'n, die si' tröst't haben auf a bessere Welt und denen so g'wissenlose Leut' den letzten Trost jetzt rauben.«

»D'rum muß man ihnen diesen Trost auf's neue bringen, das ist ein gutes Werk,« sagte der alte Wehringer. »Ich werd' mit dem lahmen Gregori reden.«

Dochterl brachte die Unterhaltung wieder in ein mehr heiteres Geleise, der Oberkondukteur erzählte von seinen Fahrten und Cäsar gab manches Lied zum Besten. So vergingen rasch die Stunden, bis endlich der alte Wehringer sagte:

»Für heute wollen wir unseren Heimgarten beschließen, Ernst. Der Nachbar wird müd' sein von der Reis' und es ist überhaupt Zeit zum Rückzug.«

»Ja, Vater, wir dürfen auch an den Heimweg denken,« mahnte Greti.

»Schon?« erlaubte sich Cäsar mit einem Tone und einem Ausdruck im Gesichte zu sagen, über den ein ganzes Kapitel zu schreiben wäre.

»Wenn uns nicht ein Platzregen am Heimgehen hindert ...,« erwiderte Tochter. Es war eine unsichere halbe Frage.

Alle lachten.

Aber Frau Breitsamer konnte, von außen kommend, berichten, daß der Himmel ganz mit dunklen Wolken überzogen sei und es bereits »tröpfle«.

Dochterl's Augen strahlten in einer Art Glückseligkeit.

»Was hab' ich g'sagt!« rief er. »Herr Cäsar, was hab' ich g'sagt?«

„In der That, merkwürdig!« entgegnete dieser, sich verneigend.

»Nicht wahr, merkwürdig!« wiederholte Tochterl, sich in die Brust werfend. »Geh'n wir, Greti, so lang 's noch tröpfelt, und für morgen bitten wir uns fein die Ehr' aus, daß ihr uns befucht.«

»Darf auch ich mir gestatten, Sie morgen wieder zu besuchen?« fragte der junge Wehringer Marianne in fast feierlichem Tone.

Diese that, als hätte sie die Frage nicht gehört, und eilte zu Greti, sich von ihr zu verabschieden.

»Also marschiren wir!« rief Tochterl, den rothen Regenschirm wie einen Säbel in der Rechten schwingend. »Herr Don Cäsar, wie geht das Trommellied an? Das nehmen wir Ihnen mit.«

Cäsar hatte sofort die Guitarre zur Hand und sang:

»Und wie der Trommler schlägt und tritt,
So hält das Regiment den Schritt,
Er wirbelt frisch im Pulverdampf,
Schlägt zum Alarme und zum Kampf
Rataplan! Rataplan!«

So singend marschirte Tochterl mit Greti davon. Der alte Wehringer folgte lachend, indem er meinte: »Er bleibt immer der Alte!«

Ernst hatte Mariannen die Hand gereicht. Sie fühlte den warmen Druck derselben. Auch Cäsar empfahl sich. Er war glücklicher, wie ein König, denn die Großmutter hatte ihm vertraut, daß Greti ihr versprach, den Vater zu bewegen, Cäsar das nöthige Geld zu geben, um seine Uhr auslösen zu können. Er möchte zu diesem Zwecke morgen Vormittags nach der Kirche zu Tochterl kommen.

Bald war es still in dem kleinen Hause, über dem sich die Zufriedenheit ausgebreitet hatte. Im Garten auf einer blüthenduftenden Akazie schlug die Nachtigall in wunderbaren Tönen. Niemand hörte sie, außer Marianne, welche den Schlaf mit Gewalt zurückhielt, um an denjenigen zu denken, den sie morgen wieder zu sehen hoffte — den unbekanntem und doch so heiß geliebten Mann.

V.

Der darauffolgende Morgen war der Beginn eines herrlichen, sonnenverklärten Maitages. Der warme Gewitterregen hatte die ganze Natur sichtlich erquickt. Die Gräser und Blätter prangten alle in dunklerem Grün, die Trauben des blauen Flieders und des glänzenden Goldregens, die Blüten an den Bäumen, die Schwertlilien und Aurikeln an der Umfassung der Gemüsebeete waren sichtlich üppiger geworden und ein balsamischer Duft erfüllte das kleine, schmucke Gärtchen an Breitsamer's Haus. Die Schwalben strichen zwitschernd hin und wieder, auf den Bäumen aber hatten Schwarzblättchen und Zeisig die nächtlichen Sänger abgelöst und über dem Allen wölbte sich ein wolkenloser Himmel in wunderbarem Blau.

Im Häuschen war noch Alles still; nur die alte Großmutter hatte leise die Haustür geöffnet und sah geschäftig ringsumher.

»Schlaft's nur friedli weiter«, sagte sie, zum Hause gewendet; „mir ist 's Wachen lieber. Wie lang wird's dauern, kann i mir eh rasten grad g'nug. Ja, ja, schlaft's nur, bis i mei' Andacht verricht hab'. Es red't sich gar so gut mit unser'n lieben Herrgott, wenn's ringsum so friedli is. Garten gießen braucht's heut' nit, Unkraut seh' i kein's; no, so schenk' i mir a Viertelstündel zu meiner Sonntagsandacht.«

Darauf ging sie zum Gartenhäuschen, setzte sich nieder, nahm ihr Gesangbuch aus der Tasche und fing an, nachdem sie eine Zwickbrille auf der Nase befestigt, die für das heutige Trinitatisfest bestimmten Lieder aufzuschlagen und andächtig zu lesen.

Aus der Stadt tönte das harmonische Geläute der Glocken. Es war heute der Dreifaltigkeits-Sonntag, dem zu Ehren auch die große Sankt Benno-Glocke auf dem Frauenthurm ihre ehernen, weithin hallenden Töne vernehmen ließ.

Marianne lauschte ihnen, am offenen Fenster ihres Schlafzimmers stehend. Es war ihr, als wären sie die Verkünder eines frohen Tages, als riefen sie ihr zu: »Komme, heute wird sich Dein Geschick klären.« Wenn auch hin und wieder Zweifel in ihrem Innern aufsteigen wollten, ob sie der Unbekannte nicht schon vergessen, so sagte ihr doch das ihren Wünschen so schmeichelnde Herz, daß ihre Besorgniß grundlos, daß sie ihn heute wieder sehen, wieder sprechen werde. Wohl zogen auch wie dunkle Schatten die Mahnungen ihres Bruders an ihrem Geiste vorüber, aber sie vermochten nicht die freudige Sehnsucht durch Zweifel zu trüben. »Er ist ein ganzer Mann«, sagte sie sich, „er ist keines Verrathes fähig.«

Während sie noch mit dem Ankleiden beschäftigt war, kam die Großmutter und überbrachte ihr einen Strauß prächtiger Maiblumen.

»Von wem meinst, daß der ist?« fragte sie mit lächelndem Munde. »Der Herr Ernst hat mir'n über die Gartenwand herübergereicht und mich bitt', i soll 'n Dir bringen zum Morgengruß.«

»Ich dank' Dir!« entgegnete Marianne, die Blumen neben sich legend.

»Mir brauchst nit z' danken«, versetzte die Alte. »Der Herr Ernst ist ein galanter Herr worden, ich muß 's schon sagen. Nach 'n Fritzl is er mir der Liebste von die jungen Leut, die i kenn'. Und wenn's D' in d' Kirch' gehst, no so steck' halt a paar Blümeln von dem Buschen an Dei' Brust; dös schmeichelt 'n Herrn Ernst und macht ihm Freud'. Gelt, so thust?«

Marianne blickte die Alte aufmerksam an. Sollte sie wissen, was der junge Nachbar für eine Absicht hatte?

Die Großmutter reimte sich allerdings die gestrige Rede Fritzens mit dem heutigen Blumenstrauß zusammen und lächelte. Sie gab aber ihren Gedanken sonst keinen Ausdruck und entfernte sich, um für das Frühstück zu sorgen.

Zur bestimmten Stunde ging Marianne mit der Mutter zur Kirche. Sie trug zu ihrem dunklen Kleide einen runden, weißen Strohhut mit gelben Bändern. Die Mutter blickte nicht ohne Stolz auf die liebliche Erscheinung ihrer Tochter. Die Großmutter aber war nicht befriedigt, als sie bemerkte, daß das Mädchen kein einziges Blümchen aus des Nachbars Strauß, wohl aber einige Narzissen aus ihrem Lieblingsbeete an ihre Brust gesteckt. Sie tröstete sich mit dem Gedanken:

Das Mädel ist g'scheiter als ich; sie wird schon wissen, warum sie's so und nicht anders macht.

Im Dom zu unserer lieben Frau hatte das Hochamt begonnen. Die große Kirche war in allen ihren Räumen gedrängt voll von Andächtigen. Wegen Restaurirung der gewöhnlichen Militärkirche ward zugleich der Garnisonsgottesdienst mit dem Hochamte verbunden. Wunderbar tönte das feierliche Spiel der Militärmusik durch das Schiff des gothischen Tempels. Durch die mit herrlichen Glasmalereien versehenen hohen Fenster sendete die Sonne ihre goldenen Strahlen auf den Hochaltar und machte den üppig emporsteigenden Weihrauch in allen Farben des Regenbogens schillern. Der Priester las, mit roth-goldigem Meßgewande angethan, das Festamt. Tausende von Andächtigen vereinigten ihre Gebete mit den seinigen. Und wie hier, so verhielt es sich auch in allen anderen Kirchen Münchens, ein Beweis, daß es noch nicht so schlimm mit der Religion stand, wie gestern in Breitsamer's Hause befürchtet worden war, daß die Neuerer und sogenannten Weltverbesserer das gesunde Herz des Volkes noch nicht angekränkt mit ihren sich selbst entwürdigenden Grundsätzen, die von Anbeginn den Keim der Fäulniß in sich tragen, die nur Auswüchse einer kranken Phantasie von Halbgebildeten oder bequeme Anschauungen von moralisch herabgekommenen, mit sich und der Welt zerfahrenen Leuten sein können.

Marianne fühlte gerade in Folge der gestrigen Erwähnung dieser neumodischen Anschauungen ihr Herz mit tieferer Andacht erfüllt, als es vielleicht sonst der Fall gewesen wäre. Ein gewisses Bangen legte sich zwar manchmal auf ihr Gemüth, aber es verschwand jedesmal wieder, so oft sie zum Altare hinblickte und Gott vertrauend ihre Hoffnung sich neu belebte, daß weder ihr Glaube, noch ihre Liebe sie betrüge. Der unbekante Freund stand geistig vor ihr. Ihr Bruder hatte sicherlich in seiner Sorgfalt um sie zu schwarz gesehen. Vielleicht würde sie schon heute Gelegenheit haben, sich Gewißheit zu verschaffen.

Die Mutter hatte sich, sobald die Predigt zu Ende, Geschäfte halber von ihr getrennt; sie war nun allein und hoffte im Stillen, von dem geliebten Manne erwartet zu werden. Sie fand ja nichts Unschickliches darin, vor den Augen aller Welt mit einem anständigen Herrn zu sprechen, und heute mußte es sich entscheiden, ob ...

Zwei Mädchen in ihrer Nähe unterbrachen durch ihr Gespräch ihren Gedankengang.

»Siehst du, der hübsche Offizier, der die Parade führt, das ist Baron Felseck«, sagte die Eine.
»Ich habe dir schon erzählt, weißt du ...«

Mehr konnte Marianne nicht hören, aber ihre Neugierde ward erregt durch den Namen »Felseck«. Er war ja der gestrenge Kompanie-Chef ihres Bruders, den dieser auch gewissermassen als warnendes Beispiel anführte, wie leicht es gewissen Cavalieren sei, mit der Ehre eines Mädchens zu spielen.

Marianne richtete ihren Blick nach der von ihren Nachbarinnen bezeichneten Stelle. Sie sah den Offizier — nur mit aller Mühe konnte sie einen Schreckensruf unterdrücken. Es ward ihr plötzlich schwarz vor den Augen, sie mußte sich an die Kirchenbank lehnen, um nicht umzusinken. Ihr Gesicht war todtenbleich geworden. Eine Frau, welche in der Bank neben ihr kniete, stand auf und machte ihr Platz, hieß sie sich niedersetzen, während eine andere Frau ihr ein Riechfläschchen reichte.

»Es ist so voll heute«, meinte sie dabei; »wenn Sie sich erholt haben, geleite ich Sie hinaus ins Freie.«

»Bitte, lassen Sie sich nicht stören, es ist schon vorüber«, erwiderte Marianne dankend.

In diesem Augenblicke ward die Wandlung angeläutet. Die Aufmerksamkeit der Anderen ward dadurch von dem Mädchen abgelenkt. Das Riechfläschchen that seine Schuldigkeit. Marianne erholte sich zusehends, aber innerlich fühlte sie einen Schmerz, als hätte ein zweischneidiges Schwert ihr Herz durchbohrt.

Betrogen — verrathen! rief jede Fieber dieses von Schmerz zuckenden Herzens.

Die Wandlung war vorüber. Die Musik begann einen Choral zu spielen. Nochmals blickte Marianne nach dem Offizier. Es war ihr, als ob auch er seine Augen auf sie gerichtet hätte. Ja,

es war Josef, es war der Unbekannte, auf den sie hoffte — hoffte, an den sie glaubte. Und es war Felseck — Baron Felseck! Ihr Bruder hatte die Wahrheit gesprochen, sie war betrogen worden. Die Bemerkung des neben ihr stehenden Mädchens, sie hatte ihr Alles, Alles klar gemacht.

Der Gottesdienst war zu Ende. Es schien ihr, als ob der Offizier in ihre Nähe dränge, als ob er einem Soldaten einen geheimen Befehl erteile. Sie wollte nicht mehr in seine Nähe kommen, sein Anblick erfüllte sie mit Scham und Zorn; rasch entfernte sie sich und drängte dem Ausgange zu. Außen angelangt, wußte sie kaum, wohin sie die Schritte lenkte, sie war wie betäubt, unfähig, einen Gedanken zu fassen. Auf Umwegen kam sie nach dem Promenadeplatz; die Truppen zogen soeben unter den Klängen eines heiteren Marsches über denselben zur Kaserne zurück. An der Spitze marschirte er, den sie trotz der Uniform nur zu deutlich wieder erkannt hatte. Abermals fühlte sie sich wie gelähmt. Eine leere Droschke stand auf dem Wege, sie stieg in dieselbe und nannte dem Kutscher Straße und Nummer ihrer Wohnung.

Sie hatte nicht bemerkt, wie seit ihrem Austritt aus dem Dome sich ein Soldat fest an ihre Fersen geheftet hatte und ihr bis zur Droschke folgte. Als diese abfuhr, notirte er sich in seine Brieftasche das wohlverstandene Ziel derselben und kehrte zur Truppe zurück.

Marianne aber hatte sich in die Ecke des Wagens geworfen, und mit ihrem Tuche die Augen bedeckend, aus denen eine Fluth von Thränen hervorstürzte, schluchzte sie: »Betrogen — verrathen!«

VI.

Zu gleicher Zeit hatte sich im Hause des ehrenwerthen Herrn Tochterl eine sehr erheiternde Szene abgespielt. Dieser pflegte schon in der Frühmesse seinen religiösen Pflichten nachzukommen, um sich den übrigen Theil des Sonntagsmorgens ganz seinen Liebhabereien widmen zu können. Er hatte sich's wieder bequem gemacht in seinem altmodischen, roth- und weißgeblühten Schlafrock und der weißen Zipfelmütze. Das Hauptgeschäft am Feiertage bestand stets in einer gründlichen Reinigung der Vogelkäfige, deren nicht weniger als acht an den Wänden angebracht waren. Außer diesen hingen an der Wand zwei Barometer, ein Thermometer, ein Hygrometer, eine Wetterwurzel, daneben eine Guitarre und eine Kindertrommel mit Schlägeln. Das Zimmer hatte eine altmodische Einrichtung, bestehend in gut erhaltenen, eingelegten Rococomöbeln. Auf einem Fensterbrett standen zwei Gläser mit Laubfröschen.

Dochterl füllte die Vogelkäfige mit frischem Sand und reichte den Gefangenen frisches Futter, theils in geriebenen gelben Rüben, theils in Mehlwürmern oder Ameiseneiern bestehend. Dazwischen klopfte er an den Barometer, besah die anderen Wetteranzeiger, fing einige Fliegen, um sie den Laubfröschen ins Glas zu werfen, und sah dann auch wieder fragend durch das Fenster zum Himmel auf.

»Merkwürdig!« sprach er laut vor sich hin, »der Barometer geht immer höher hinauf. Nun, mir ist's recht, und euch, kleine Springinkeln, euch ist's auch recht, nicht wahr? Warum seid ihr denn so still heut'? Thut ja, als ob ihr alle Stummerln wäret. Ohne Gesang kommt mir Alles so öd, so traurig, so fad vor. Singt's, Vögerln, singt's; ich spiel' euch was vor.« Er nahm eine kleine Drehorgel zur Hand und spielte seinen aufmerksamen Lauschern ein Stücklein vor. Sofort fingen sie zu zwitschern an, und es währte nur einige Augenblicke, so hallte es aus allen Käfigen, ein wahrer Wirrwarr von Tönen.

»So ist's recht!« rief Tochterl lachend, „schreit nur zu! Ich singe auch mit. Wie schön müßte es sein, wenn sich Alle gegenseitig ansingen würden, wie man es nur in der Oper hört. Wenn da Einer zum Andern auf Besuch käme und à la Richard Wagner sänge: Sei mir gegrüßt! Das wäre doch etwas Anderes, als das heutige: Guten Morgen, Herr Fischer, oder: Guten Abend, Herr Tochterl. Das wäre romantisch! Da werden alle möglichen Neuerungen versucht, aber an so etwas denkt kein Mensch!«

Nazl, der Lehrbub, ein sehr aufgewecktes Bürschchen, in schneeweißen Hemdärmeln und leinener Schürze, war soeben in die Stube getreten und hatte des Meisters lautes Denken vernommen.

»Dir kann geholfen werden, Meister«, raunte er vor sich hin. Er trat mit einer theatralischen Verbeugung vor Tochterl hin und sang nach der Melodie des bekannten Studentenliedes: »Preisend mit viel schönen Reden«:

»Fünf Pfund Kerzen von den besten,
Die gegossen und von Ste-arin,
Die verlangt des Nachbars Magd.«

Dochterl, freudig überrascht, ging dem Lehrbuben auf den Leim und sang in Fortsetzung obiger Melodie:

»Sie soll sie haben, soll sie haben!« — —
»Doch es pressirt, pressirt, pressirt!«

sang der Nazl, und Tochterl erwiderte ebenso:

»So laß uns schnell zum Laden gehen,

Geh' Du voran, ich folge nach,
Ich folge nach.«

Die beiden Sänger entfernten sich. Greti aber trat jetzt in die Stube. Lächelnd blickte sie nach der Thür, durch welche ihr Vater soeben in den Laden gegangen.

»Ich glaube, der Vater singt mit unserem Lehrbuben ein Duett«, sagte sie lachend. »In unserem Haus wird der Gesang rein epidemisch. Der Meister singt, die Gesellen singen, der Lehrbub' singt, und — ich singe auch, so oft's mich freut. Und das ist nicht selten, und — ich bin doch nicht verliebt, nicht ein klein's Bisslerl, wie's im Lied heißt. Und sie sang nach einer flotten Walzermelodie:

»Nein, ich bin nicht verliebt,
Nicht ein klein's Bisslerl,
Hätt' g'rad' kein übles G'sicht
Für ein klein's Küsserl;
Und meine ganze G'stalt,
Kopf, Büste, Füßerl —
Mein' ich, zum Anschau'n wär's
Doch ein klein's Bisslerl.

Und was man nicht kann seh'n,
Was mir da drinnen lebt.
Was mir macht Freud und Leid,
Was mir die Brust erhebt,
Das ist mein Herz und das
Bringt mir manch' Grüßerl,
Aber verliebt bin ich
Nicht ein klein's Bisslerl!«

Während des Gesanges war sie ans Fenster getreten und erblickte den ihrem Hause zusteuern den Cäsar Dohn. Sofort fiel ihr das Versprechen ein, welches sie gestern Abends der Großmutter gegeben. Deshalb rief sie ihrem wiedereintretenden Vater zu:

»Besuch gibt's, Vater. Herr Dohn kommt. Er wird Dich um etwas bitten, Vater, schlag' es ihm nicht ab — mir zuliebe nicht! Ich lass' Dich mit ihm allein. Verstanden, mir zuliebe!«

Nach den letzten, bedeutungsvoll gesprochenen Worten verschwand Greti eiligst. Tochterl sah ihr verdutzt nach.

»Herein!« rief er auf ein schüchternes Klopfen.

Cäsar trat ein. Er war angethan mit Frack und Cylinder. Der Schnurrbart war kühn nach aufwärts gedreht. Er machte eine tiefe Verbeugung.

Dochterl aber, einen Blick auf den Gala-Anzug Herrn Dohn's werfend, kam auf eine ganz sonderbare Vermuthung.

»Ich habe die Ehre, Sie gehorsamst zu grüßen«, sprach Cäsar feierlich.

»Sehr erfreut, Herr Dohn«, entgegnete der Seifensieder, »Sie bei mir zu sehen. Bitte setzen Sie sich«. Dabei schob er ihm einen Stuhl hin.

»O, bitte, Herr Dochterl, was mich zu Ihnen führt — es würde sich nicht ziemen ...«, entgegnete Dohn in einiger Verlegenheit.

»Setzen Sie sich nur, mein verehrter Herr«, bat Dochterl mit ausgesuchter Höflichkeit, um den Anderen zu ermuntern, „setzen Sie sich. Ich setze mich zu Ihnen.« Und nachdem sie Beide saßen, fuhr er fort: »So, und jetzt legen Sie los!«

»Ich weiß wirklich nicht recht, wie ich beginnen soll«, sagte Cäsar, »der Anfang fällt mir schwer.«

»Aller Anfang fällt schwer«, ermunterte Tochterl. »Fangen Sie halt gleich in der Mitte an, beim Haupttheil.« Er rieb sich dabei vergnügt die Hände.

Cäsar räusperte sich. Dann begann er verlegen:

»Fräulein Greti wird Ihnen vielleicht schon gesagt haben ...«

»Allerdings«, warf Tochterl ein, als der Andere stockte.

»Nun also«, fuhr Dohn fort, »als ich Sie gestern zum erstenmale sah, da fühlte ich mich eigenthümlich zu Ihnen hingezogen; ich ahnte ja, eine innere Stimme sagte mir: er gibt sie dir!«

»Er gibt sie dir!« echote der Seifensieder mit lachendem Gesicht.

„Ja«, bestätigte Cäsar, »und Ihre freundlichen Mienen geben mir auch jetzt die Gewißheit, daß ich sie bald wieder besitzen soll, um mich nie wieder von ihr zu trennen.«

Dochterl hätte ihn umarmen mögen vor Freude, denn seine Vermuthung schien zur Gewißheit zu werden. Dennoch glaubte er es seiner Würde schuldig zu sein, an sich zu halten, deshalb sagte er ruhig: »Herr Dohn, ich ahne, was Sie so sehnsuchtsvoll wünschen, so gerne besitzen möchten. Aber ehe wir in der Sache weiter sprechen, muß ich Sie doch bitten, mir etwas Näheres über ihr Vorleben, Ihre Vergangenheit und Gegenwart mitzutheilen. Es liegt mir daran, zu wissen, ob Sie sich niemals früher in irgend einer Weise gebunden haben?«

Cäsar war von dieser Frage nicht wenig überrascht. Er glaubte, er werde gefragt, ob er Schulden habe.

»Mein Gott, Herr Tochterl«, versetzte er, verschämt lächelnd, »so ganz glatt geht es ja nirgends ab. Einige Kleinigkeiten abgerechnet ...«

»Kleinigkeiten?« rief Tochterl entsetzt. »Mein Herr, und das betonen Sie so — so leichthin? Diese Kleinigkeiten sind jetzt vielleicht groß geworden?«

»O nein!« fiel Cäsar eifrig ein. »Ich habe sie, Gottlob, alle rechtzeitig aus der Welt geschafft.«

»Was?« schrie Tochterl aufspringend. »Auf ungesetzliche Weise?«

»Warum nicht gar!« beruhigte Cäsar. »Ich habe ehrlich bezahlt und damit fertig.«

„Ja, das muß ich doch erst meiner Greti sagen«, meinte Tochterl nachdenklich. »Ich muß Ihnen gestehen, Herr Dohn, daß ich ein wenig überrascht bin. Ich bitte mir eine Bedenkzeit aus, sagen wir drei Tage. Kommen Sie in drei Tagen wieder, dann sollen Sie die Antwort haben.«

Cäsar war gelähmt vor Schrecken. In drei Tagen war die Uhr unwiederbringlich verloren.

»In — drei — Tagen?« stammelte er. »Ach, Herr Tochterl, in drei Tagen ist sie hin.«

»Wer ist hin?« fragte Tochterl mit vor Verwunderung weit aufgerissenen Augen.

»Sie«, entgegnete Cäsar schwermüthig, »und mit ihr das Kleinod meines Lebens.«

Dochterl wußte nicht, was er denken sollte.

»Erlauben Sie mir, das ist ein sehr unzeitgemäßer Scherz«, sagte er entrüstet.

»Scherz!« rief Cäsar und melancholisch setzte er hinzu: »Ich scherze nicht, ich habe es schriftlich, morgen wird sie versteigert.«

»Was wird versteigert?« schrie der Seifensieder.

»Das Kleinod meines Lebens!« war die schwärmerische Antwort.

Das war dem biedereren Seifensieder doch zu viel.

»Mein Herr, Sie sind ein ...!« rief er erzürnt.

»Herr Tochterl, ich muß bitten ... ich bin kein ...!« entgegnete Dohn, nun auch seinerseits gereizt.

»Solch' eine Ausdrucksweis'!« fuhr Tochterl fort. »Glauben Sie, ich habe Unschlitt in meinen Adern? In ihnen ist Blut, heißes Blut, und jetzt Adieu ... ehe ich den Respekt vor ihrem schwarzen Frack gänzlich verliere!«

Cäsar war außer sich über diese Wendung.

»Aber, lieber Herr Tochterl, wer hat Sie denn beleidigt?« fragte er.

»Wer? Sie! Merkwürdig! Fragen auch noch!«

»Ich?«

»Haben Sie sich nicht in der despektirlichsten Weise ausgelassen? Sagten Sie nicht, sie sei übermorgen hin?«

»Ja, meine Uhr, die mir gepfändet wurde«, erklärte Cäsar.

»Ihre Uhr?« fragte Tochterl in einem Tone der höchsten Ueberraschung „Ja, was habe ich denn mit Ihrer Uhr zu thun? Was wollen Sie denn von mir?«

»Ich wollte Sie ja nur bitten, mir fünfzig Gulden zu leihen, damit ich sie auslösen kann. Ich glaubte, Fräulein Greti hätte Sie bereits ...«

Jetzt schlug sich Tochterl an die Stirne und brach in ein heftiges Gelächter aus, dabei sich denkend:

»Da glaubte ich, er kommt auf die Frei, dieweil kommt er auf die Leih', auf den Pump!«

»Sie zürnen mir?« fragte Cäsar schüchtern.

„Zürnen? Nein!« versicherte Tochterl. »Sie sollen die verlangte Summe haben.« Er ging zur Kommode und nahm aus der Schublade fünf Zehnerbanknoten.

»Wie konnte ich denken; daß ein so feiner Herr wegen einer so kleinen Summe ein so großes Wesen mache«, sagte er entschuldigend.

»Dürfte ich vielleicht um ein Blatt Papier bitten — von wegen des Scheines.«

»Ist nicht nöthig«, entgegnete Tochterl. »Ich glaube Ihnen auf's Gesicht. Ein Mann, der so schön singen kann, hat mein volles Vertrauen.«

»Ja, singen, jubeln könnte ich!« rief Dohn, die Banknoten einsteckend. »Jetzt hole ich mir meine Uhr!«

„Thun Sie das«, sagte Tochterl. »Und heute Abends speisen Sie mit uns, dann können wir singen nach Herzenslust. Sie dürfen nicht »nein« sagen!«

»Wenn Sie gestatten ...«

»Ich bitte ja darum. Sehen Sie die Guitarre.«

»Ich komme!« versprach Cäsar mit wahren Entzücken. »Ich bitte, Ihrer Fräulein Tochter meinen Respekt zu vermehren und empfehle mich Ihnen unterthänigst.«

»Gehorsamster Diener!« vollendete Tochterl, den Uebergelücklichen zur Thür hinausleitend, der nun von dannen eilte, die gefangene Uhr zu befreien.

Greti sah ihm von dem Fenster ihres Zimmers aus vergnügt nach. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß der Vater seinen Wunsch erfüllt.

Dies wurde ihr auch von Tochterl bestätigt, der alsbald lachend ihr Zimmer betrat.

»Wie wenig gehört doch dazu, einen Menschen glücklich zu machen«, meinte sie.

»An die Unterhaltung werde ich lange denken«, sagte der Seifensieder. »Merkwürdig, wie sich der Mensch oft täuschen kann! Ich habe ihn zum Abendessen eingeladen, dann zeigt er uns das Kleinod seines Lebens.« Und laut lachend verließ er das Zimmer.

Greti konnte sich die Lachlust ihres Vaters nicht erklären. Kopfschüttelnd sah sie ihm nach und faßte dann alle ihre Gedanken nur in dem Gewohnheitsausdrücke ihres Vaters zusammen: »Merkwürdig!«

VII.

Mariannens Mutter fand, als sie nach Hause kam, ihren Mann auf der Bank unter dem blühenden Apfelbaum sitzend, gemüthlich aus seiner langen Tabakspfeife schmauchend. Er war in Joppe und gestickter Hausmütze und sah mit Vergnügen in die grüne Landschaft hinaus, mit besonderer Befriedigung in seinem Gärtchen umher.

»Klein, aber mein!« sagte er lächelnd, und freudig begrüßte er seine soeben eintretende Frau.

»Du bist zufrieden?« fragte ihn diese, sich neben ihm niederlassend.

»Warum sollte ich's nicht sein?« entgegnete der Mann. »Wieder einmal Sonntagsruhe in seinem eigenen friedlichen Heim feiern zu können, wie wohl das thut! Man sieht es den Vorübergehenden förmlich an, wie sie uns um unser hübsches kleines Besitzthum beneiden.«

„Heute hätten sie auch alle Ursache dazu«, meinte Frau Breitsamer, »denn sie sehen nur die Glanzseite des Bildes. In den vielen Tagen Deiner Abwesenheit aber, wenn wir oft in Angst und Sorge um Dich sind, da kehrt sich die Schattenseite heraus und diese bleibt dem Fremden verborgen. Würden sie diese kennen, sie würden uns oft nicht beneiden.«

»Aber liebes Weib«, entgegnete beschwichtigend der Mann, »vollkommen ist ja nichts unter der Sonne. Der Dienst ist es, der mich von Euch fortruft, der uns aber zugleich ernährt. Und was die Gefahr betrifft, so theilen wir sie mit dem Soldaten, mit dem Schiffer, mit dem Dachdecker — wir stehen Alle in Gottes Hand. Bald sind es fünfundzwanzig Jahre, daß ich meinen Dienst als Kondukteur versehe, dann wird man mir meine Pension gerne gewähren, ich werde mich zur Ruhe setzen und wir werden unser trauliches Heim nach Herzenslust genießen. Was fehlt dann noch zu unserem Glücke? Fritz hat bis dahin absolvirt und Marianne wird wohl auch einen braven Mann finden, der sie glücklich macht. Und die Kinder glücklich zu wissen, das ist ja auch das höchste Glück für die Eltern.«

»Das ist wohl wahr!«, sagte Frau Breitsamer. »Aber wer kann wissen, was dazwischen kommt. Mir bangt oft vor der Zukunft, wenn ich daran denke, wie aufbrausend unser Fritz ist. Wird er nicht, sobald seine Dienstzeit beendet, dem Baron Felseck zu vergelten suchen, was er Unangenehmes von ihm zu ertragen hatte?«

»Warum nicht gar!« beruhigte Breitsamer. »So unverständlich ist unser Fritz nicht. Wohin würde es führen, wenn der Schüler dem Lehrer, der Lehrling dem Meister, der Soldat dem Vorgesetzten jeden Verweis, jede Strafe nachtragen wollte für's Leben? Da wäre Zucht und Erziehung unmöglich, da ginge Alles aus Rand und Band. Sieh', da kommt die Großmutter mit Bratwürsten und Bock. Ja, die weiß, daß Essen und Trinken Leib und Seele zusammenhält! Mutterl, grüß Dich Gott! Du meinst es gut mit uns!

Jetzt setz' Dich aber zu uns und iß und trink' mit uns, wenn es uns schmecken soll.«

»Gern, gern«, entgegnete die alte Frau, welche eine Rose an der Brust stecken hatte und nun das Mitgebrachte auf daS Tischchen vor der Bank stellte. »Nun, fest zug'riffen, daß die Würst' nit kalt werden. I lass' mir's scho' schmecken. Is ja eine Rarität, daß wir in Deiner Gesellschaft den Sonntag und noch dazu Deinen Geburtstag feiern können. Und dann muß i mi stärken auf den Schrecken, den i g'habt.«

»Einen Schrecken?« fragte das Ehepaar zugleich.

»Ja«, erwiderte die Alte. »Wie i zum Garten 'naus geh', lauft mir ein großmächtig's Schwein in den Weg, fast hätt's mi umg'rennt. Mir is's glei' in alle Glieder g'fahr'n, denn so was bedeut' ein Unglück.«

»Aberglauben!« versetzte lachend der Kondukteur. »Der Bock ist gut und die Bratwürst' sind ebenfalls gut.«

»Das schon«, meinte die Alte zögernd, »aber ...«

»Wird Dir doch der Appetit nicht vergangen fein, Mutterl?« fragte Frau Breitsamer.

»Im selben Augenblick schon«, versicherte die Alte. »I hätt' kein Tropfen Blut 'geben. Aber die Sach' hat sich wieder reparirt am Heimweg, denn glei' da draußen hat der Schäfer eine ganze Heerd' Schaf' auf's Marsfeld g'führt und die sind lustig an mir vorüberzog'n und die

klein' Lamperln sind g'sprungen vor lauter Freud'. Dös bedeut' Glück, viel Glück, und die Schaf' war'n näher bei unserm Haus, wie's Schwein.«

»Geb' Gott, daß Deine Lamperln recht b'halten!« versetzte Frau Breitsamer.

»Hab'ns schon gethan«, bestätigte die Alte. „I hab' d' Fräul'n Hilda am Fenster g'seh'n, und die hat mi so lieb 'grüßt und hat mir die Rosen da zug'worfen — es war a rechter Liebesgruß.«

»Der Gruß und die Rosen haben halt eine weitere Bedeutung«, meinte Frau Breitsamer. »Das paßt mir nicht!« setzte sie kopfschüttelnd hinzu.

»Mir schon!« entgegnete die Großmutter. »Der Fritzl und die Hilda geben grad amal a schön's Paarl. Meinst nit, Sohn?«

„Hilda! Hilda!« rief der Angeredete. »An so etwas kann ich noch gar nicht denken; das saust in meinem Kopfe wie ein Blitzzug. Begnügen wir uns vorerst mit einem soliden Postzug. Es hat Alles seine Zeit.«

»Natürli!« lachte die Alte; »z'erst kommt's verlieben, dann 's verloben und dann d' Heirat.«

»Wer zu hoch hinauf will, der fällt wieder in die Tief'n«, versetzte Frau Breitsamer.

»Aber Frau«, entgegnete der Oberkondukteur, »ich seh' gar keinen Grund ein, warum der Fritz nicht hoch hinaus trachten soll.«

»Ich mein', er sollt' nicht vergessen, daß er nur aus einer bescheidenen Familie ftammt«, erwiderte die Frau.

»Deswegen kann er doch vorwärts, aufwärts trachten, so weit's geht«, sagte der Vater. »Wenn sich Jeder mit dem begnügte, was er ist, hörte ja alles Streben nach Höherem auf und es ginge nur immer rückwärts mit Allem. Nein, nein, zu große Bescheidenheit ist Feigheit, oder Dummheit, oder Mangel an Selbstachtung. Die Zeit ist vorüber, wo den kleinen und armen Leuten die Thür zum Fortkommen verriegelt war. Fleiß und Geschicklichkeit machen jetzt den Mann. Jeder hat das Anrecht, die höchste Würde zu erlangen, und Jeder hat das Recht, reich zu werden, also auch unser Fritz. Und wenn er sein Auge auf die Tochter des Herrn von Grander richtet, so ist er in Folge seiner Bildung vollkommen dazu berechtigt.«

»Aber ...« warf Frau Breitsamer ein.

»Kein Aber!« unterbrach sie ihr Mann. »Wenn ich früher vor dem »Aber« nicht einen solchen Respekt gehabt hätte, wär' ich jetzt statt dem Kondukteur vielleicht Oberst oder gar General. Im Jahre 1848 hätte ich so gut Offizier werden können, wie hundert Andere; es hätte mir nur einen Bogen Papier gekostet. Aber mein Vater, der Feldwebel war, wagte aus lauter Bescheidenheit nicht, meine Eingabe einzureichen, und so blieb ich denn unten. Doch an den Kindern will ich gut machen, was ich versäumte, und sie werden mir Dank dafür wissen, der Fritz und die Marianne.«

In diesem Augenblick hielt eine Droschke vor der Gartenthür. Marianne stieg aus.

»Was ist 's mit dem Mäd'l?« fragte der Oberkondukteur. »Warum kommt sie angefahren?«

»Das hat seine Ursache!« rief die Frau und eilte der Tochter entgegen.

Sie erschrack über Mariannens Blässe. Diese aber suchte sie zu beruhigen und meinte, ihr Unwohlsein werde nur ein vorübergehendes sein.

Großmutter und Vater hatten sich gleichfalls erhoben und waren der Ankommenden theilnahmsvoll entgegengeeilt.

»Da ist gewiß wieder nur das verdammte Schnürmieder schuld!« rief der Vater; „da werden der Blutumlauf und die Herzthätigkeit gehemmt.«

»Am Herzen fehlt's mir«, versetzte Marianne, »aber ob das Schnürmieder ...«

»Freilich ist das die Schuld«, ereiferte sich der Vater, und zu seiner Frau gewendet, fuhr er fort: »Geh' nur mit hinein, Frau, und nimm ihr den Küraß ab, dann wird's gleich besser werden.«

Die beiden Frauen geleiteten Marianne in's Haus. Der Vater setzte sich wieder auf die Bank, aber es wollte ihm nicht mehr recht behagen. Er war um das Mädchen besorgt, und schon nach einigen Minuten fragte er durch's Fenster an, ob sich Marianne besser befinde.

Er erhielt eine befriedigende Antwort, und so konnte er auch den Gruß des inzwischen leise in den Garten getretenen Nachbars Wehringer freudig erwidern.

»Bst!« machte dieser. »Ich habe mit Ihnen allein zu sprechen, lieber Nachbar, und zwar etwas sehr Wichtiges.«

»Wollen wir in's Haus gehen oder bleiben wir lieber im Garten?« fragte Breitsamer.

»Nach Belieben«, entgegnete Wehringer. »Setzen wir uns vorerst unter den Apfelbaum. Es ist besser, wenn uns Niemand hören kann.«

Er machte nun dem Oberkondukteur die Mittheilung, daß sein Sohn Ernst entschlossen sei, um Mariannens Hand zu werben. Breitsamer war durch diese Nachricht hoch erfreut. Er kannte ja Ernst als einen durch und durch braven Mann, der es verstände, seine Tochter glücklich zu machen, und — nebenbei auch reich. Die beiden Väter verabredeten nun, daß Breitsamer mit seiner Tochter Rücksprache nehmen solle, und wenn eine zustimmende Antwort zu erwarten, gebe er mit einem weißen Tuche das Zeichen ins Nachbarhaus, daß Ernst auf die Frei kommen dürfe. In ihrem Garten wollten die beiden Wehringer, Vater und Sohn, dieses glücklichen Zeichens harren.

Nach dieser Abmachung entfernte sich Wehringer. Breitsamer aber eilte klopfenden Herzens in sein Haus, um mit Frau und Tochter Rücksprache zu nehmen.

Am Gartenthore begegnete Wehringer dem soeben heimkehrenden Cäsar Dohn, den ein Dienstmann begleitete, welcher den freigegebenen Anzug auf dem Arme trug.

»Gehen Sie!« sagte Cäsar, unter der Thüre ihm denselben abnehmend; „jetzt kann ich schon Alles selbst besorgen. Hier Ihr Geld.« Und als jetzt Wehringer vor ihm stand, zog er respektvoll den Hut und machte ein umständliches Kompliment, während sein Gesicht vor Freude strahlte.

Wehringer sprach ihn folgendermaßen an: »Herr Dohn, Sie haben uns gestern Abend mit Ihrem Gesang sehr viel Vergnügen gemacht. Ist es Ihnen genehm, so speisen Sie heute Mittags bei uns. Angenommen?«

Dohn war erst sprachlos über diese zweite unerwartete Einladung, dann stammelte er endlich:

»Ach, welche Ehre ... wenn Sie erlauben ... ich werde so frei sein! Heute ist ein Glückstag!«

„Möchten Sie Recht haben!« entgegnete Wehringer; »dann — dann winkt sie!«

»Wie beliebt? Winken? Wer?« fragte Cäsar.

Wehringer bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er:

»Nun, Sie gehören ja so zu sagen zum Haus, Ihnen kann ich 's ja sagen. Wenn Breitsamer mit einem weißen Tuche winkt, dann kommt mein Ernst zu Marianne auf die Frei.«

»A—a—ah!« machte Cäsar. »Ich werde der Erste sein, der Ihnen seine Gratulation darbringt.«

»Hoffen wir!« sagte der Alte. »Geben Sie nur Acht — es muß sich bald entscheiden.«

Dann entfernte er sich eilig, um seinem Sohne das bisherige Ergebnis mitzutheilen.

Cäsar dagegen begab sich schleunigen Schrittes auf sein Zimmerchen, um den Frack gegen den wiedergewonnenen Rock zu vertauschen. Dann setzte er stolz den Fez auf's Haupt und begab sich wieder in den Garten hinab. Die Großmutter war soeben aus dem Hause getreten, um frisches Wasser zu holen.

»Ich hab' sie!« rief er ihr freudestrahlend entgegen, die Uhr aus der Tasche ziehend und sie triumphirend emporhaltend.

»Die Uhr?« rief die Großmutter. »Nun, Gott sei Dank! Das freut mi', Herr Cäsar!«

»Jetzt bin ich wieder der alte Cäsar«, sagte er. »So lange mir sie fehlte, war ich nur ein Quartl, sagen wir ein schlechter Schnitt, ein Schatten von mir selbst. Es ging mir nichts vom Munde, wenn ich im Kunstsalon explizirte — es mangelte mir am Ausdruck, mit einem Worte, es fehlte mir die Begeisterung, und ein Ceremoniar ohne Begeisterung ist ein Bierkrug ohne Bier, ein Rettichbeet ohne Rettiche.«

»Nu, daß nur wieder Alles gut ist!« meinte die alte Frau. »Bei der Marianne geht's auch gut, i hol' grad a frisch's Wasser zu einer Limonade, d'rum werden S' schon entschuldigen ...« und sie entfernte sich.

»Es geht gut?« sagte Cäsar zu sich, so ist ein fröhliches Mittagsmahl beim Herrn Nachbar ja gesichert. Ich werde im Salettl droben abwarten, ob man winkt.

Gemessenen Schrittes stieg er den Hügel empor, auf welchem das Gartenhäuschen stand. Oben angekommen, ward feine Aufmerksamkeit durch einen auf sehr unruhigem Pferde herankommenden Reiter erregt. Sein gutes Auge erkannte in demselben trotz des Civilanzuges sofort den Hauptmann Baron Felseck, und als derselbe, knapp vor dem Garten Breitsamer's angekommen, zu Cäsar emporblickte, schwang dieser mit seinem langen Arm den rothen; mit einer langen Quaste versehenen Fez mehrmals freudig grüßend in der Luft.

Das Pferd stutzte und wollte nicht vorüber. Der Reiter drückte dem Gaul die Sporen in die Weichen, aber es half nicht. Der Gaul bäumte sich senkrecht auf, so daß der Reiter es für gut fand, sich vom Bügel frei zu machen und seitwärts herabzuspringen, wobei er indessen das weitere Mißgeschick hatte, in den seichten, trockenen Graben nächst dem Wege zu fallen. Fast in demselben Augenblick schlug auch das Pferd rücklings über und fiel der Länge nach zu Boden. Cäsar glaubte nicht anders, als der Reiter sei mit dem Pferde gestürzt, und »Hilfe! Hilfe!« schreiend, lief er von seinem erhöhten Standpunkte hinab und auf die Straße hinaus, um dem nach seiner Meinung verunglückten Offizier beizustehen.

Cäsar's Hilferuf hatte die Familie Breitsamer in ihrem Familienrathe gestört. Man hielt des jungen Wehringer's Werbung allgemein für ein großes Glück, nur Marianne war noch wankend. Trotz allen Schmerzes, den ihr das falsche Spiel des von ihr so heiß Verehrten bereitete, trotzdem, daß jede Fiber ihres Herzens bei dem Gedanken zitterte, wie wenig Dieser ihre Mädchenehre achtete, sprach doch ein gewisses Etwas noch für den Mann ihrer stillen Träume. Sie sagte sich, daß er sich stets in bescheidenen Grenzen hielt, sonst wäre er ihr doch gewiß nachgefolgt, hätte vor ihrem Hause nach ihr zu grüßen, sie zu sehen versucht und ...

Sie konnte diesen Gedanken nicht zu Ende führen. Cäsar's Hilferuf drang ins Zimmer, und nun eilte Alles aus dem Hause, um zu sehen, was es gäbe. — Der Reiter hatte sich rasch vom Falle erhoben. Herzugeeilte, darunter ein Chevauxleger, waren bemüht, das Pferd wieder auf die Füße zu bringen, was auch sofort gelang.

Cäsar erkundigte sich angelegentlichst, ob der Offizier keinen Schaden genommen, und nahm dann Anlauf zu einer Condolationsrede, aber Felseck sagte:

»Bitte, bemühen Sie sich nicht — Sie machen sonst mein Pferd ein zweitesmal scheu. Wenn Sie mich aber reinigen wollen, bin ich Ihnen dankbar.«

»Ach, welch' glücklichem Umstande verdanke ich es, mich Herrn Hauptmann dienlich bezeigen zu können!« sagte Cäsar und versuchte mit der Hand den schmutzig gewordenen Rock des Reiters wieder zu reinigen.

»Dieser glückliche Umstand hätte mir bald den Hals gebrochen«, meinte Felseck. „Meinem Pferde fehlt doch nichts? Nein, Gottlob! Logiren Sie in jener Nummer 33, Herr Dohn?“

»Zu Befehl, Herr Hauptmann — in 33. Ich möchte Herrn Hauptmann unterthänigst gebeten haben, sich in den Garten zu bemühen, damit ich Sie mehr proper machen kann; auch Ihre Hände — ich meine ...«

»Die brauchen das Waschen, da können Sie recht haben. Der Chevauxleger hält wohl mein Pferd so lange — ich werde schon erkenntlich sein — den Uebrigen hier eine Kleinigkeit für ihre Bemühung.«

Damit gab er den Leuten ein Trinkgeld und folgte dann rasch dem die Mütze in der Hand haltenden, stolz voranschreitenden Cäsar.

»Wahren Sie mein Incognito, Herr Dohn — ich will nicht erkannt sein«, sagte der Offizier, als er den Oberkondukteur auf sich zukommen sah, der ihn nun gleichfalls einlud, sich in seinem Hause etwas zu erholen.

Die Frauen und Marianne, darüber beruhigt, daß der Vorfall anscheinend ohne alle üblen Folgen abgelaufen, zogen sich ins Haus zurück, denn Frau Breitsamer meinte folgerichtig:

»Ein gefallener Reiter paradirt nicht gern vor Frauen. Man wird uns rufen, wenn man uns nöthig hat.«

Der Oberkondukteur hieß Felseck in seinen Garten eintreten und bat ihn, ins Haus zu kommen. Dieser dankte jedoch, indem er versicherte, daß er sich ganz wohl fühle und keine Ungelegenheiten machen wolle. Er würde sich nur seine Kleider durch Cäsar ein wenig ausbürsten lassen. Den Hausherrn aber möchte er in keiner Weise stören.

Herr Breitsamer holte nun eine Kleiderbürste herbei, welche Cäsar sofort in Aktion setzte.

»Sie waren gewiß Soldat?« fragte Felseck den Oberkondukteur, dessen strammer Gang und Haltung sofort in die Augen fiel.

»Gewiß!« erwiderte der Gefragte. „Feldwebel, zweimal kapitulirt, zur Zeit Oberkondukteur.«

»Ja, ja, das verleugnet sich nicht«, entgegnete Felseck. »Den Soldaten liest man Jedem Vom Gesichte ab.«

»Das Gleiche möchte sich bei Ihnen bestätigen«, sagte der Oberkondukteur lächelnd.

»Vielleicht mit Unrecht« — versetzte Felseck.

Breitsamer sah ihn mit einem Blicke an, der deutlich genug aussprach, daß er ihn für einen Offizier halte; dann ging er ins Haus, um Waschzeug zum Händewaschen zu holen.

»Wohnt hier ein Fräulein Marianne Forstner?« fragte jetzt Felseck rasch.

»Fräulein Marianne? O, gewiß, — das Muster aller Mädchen ...« berichtete Cäsar.

»Ist das ihr Vater? Ich fand keinen Oberkondukteur dieses Namens im Adreßbuch, der hier logirt.«

»Es ist ihr Stiefvater; er heißt ...«

In diesem Augenblick erschien Marianne unter der Hausthür. Sie trug ein Waschbecken, Seife und Handtuch.

»Ah!« machte Felseck »Trachten Sie, daß ich einige Augenblicke mit dem Fräulein allein sein kann«, sagte er dann leise und rasch zu Dohn.

»Zu Befehl!« gab dieser ebenso zurück und setzte dann laut hinzu: »Ich will mich nach dem Pferde umsehen, ob es wirklich ganz heil ist.« Er eilte von dannen.

Marianne hatte das Waschzeug auf den Tisch gestellt und sagte: »Bitte, bedienen Sie sich, mein Herr!«

Felseck drehte sich jetzt um und — Marianne wich mit einem leisen Aufschrei einen Schritt zurück.

»Joseph!« stammelte sie.

»Endlich gefunden!« rief er. »Wie habe ich mich so lange darnach gesehnt! Und jetzt, da ich Sie endlich gefunden, da ich weiß, wo Sie wohnen, jetzt lasse ich Sie nicht mehr. Ach Marianne, wenn Sie wüßten, was ich für Qualen litt, wenn ich Sie Sonntag für Sonntag vergebens suchte. Wie freue ich mich über den glücklichen Sturz, der mir Gelegenheit gab ...«

»Bitte, lassen Sie das«, wehrte Marianne ab, als Felseck ihre Hand ergreifen wollte. »Sie vergessen, daß ich noch gar nicht weiß — wer Sie sind!«

Sie sah ihm dabei fest in die Augen, denn sie wollte sehen, ob er sein Spiel fortsetzen würde, um ganz sicher zu sein, ob er es ehrlich mit ihr meine oder ob ihres Bruders Befürchtungen begründet wären.

»Wer ich bin?« entgegnete Felseck. »Sagen wir, ein Stück Künstler, der sich als solcher Joseph Stein nennt. Doch was hat mein Stand mit unserer Liebe zu thun, Marianne ...«

»Wissen Sie, daß Sie einem ehrbaren Mädchen gegenüberstehen?« fragte Marianne in aufloderndem Zorne.

»Natürlich weiß ich das«, entgegnete Felseck. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß Sie mir — die Wahrheit verschwiegen haben.«

»Die Wahrheit? Was ist die Wahrheit?«

»Daß Sie Offizier, daß Sie Hauptmann Baron Felseck sind. Sie gaben sich für einen Maler aus ...«

»Ich bin auch ein solcher, aber ein schlechter«, warf Felseck ein. »Ich bin aber auch das Erstere .. Aha, heute in der Kirche?« unterbrach er sich selbst, seinem Gedankengange folgend; »das kommt davon, wenn man zum Beten kommandirt wird. Nun, da Sie 's wissen, gleichviel.

Wenn Sie dem Maler Joseph Stein Ihre Huld schenkten, darf auch wohl der »Baron«, der sich, nebenbei gesagt, auf seinen Adel gar nichts einbildet, sich des Glückes Ihrer Liebe erfreuen, nicht so, Marianne?»

In Mariannens Herzen stritten zwei Gefühle. Einerseits konnte sie sich dem süßen Eindruck der Versicherung seiner Liebe nicht erwehren, andererseits bäumte sich ihr Stolz hoch auf über seine Täuschung. Sie fühlte ihre Mädchenehre dadurch verletzt, das bittere Gefühl gewann die Oberhand über die weicheren Regungen ihres Herzens. Deshalb sagte sie:

»Herr Baron, es schmerzt mich tief, daß ich Ihnen nicht mehr Achtung eingeflößt. Sie haben ein Spiel mit mir getrieben. Leben Sie wohl, und wenn Sie jemals meiner gedenken, so sagen Sie sich, daß wir bürgerliche Mädchen unsere Ehre ebenso hoch halten, wie diejenigen aus höheren und höchsten Ständen, und daß wir ebenso stolz darauf sind, wie jene und — vergessen — vergessen ...«

Die Thränen übermannten sie; eilends kehrte sie, auf Felseck's Ruf nicht mehr achtend, ins Haus zurück.

»Sie geht im Zorn von mir! Sie ist verletzt! Nun gefällt sie mir erst recht. Ich werde sie wieder versöhnen. Sie glaubt sich getäuscht. Nein, geliebtes Mädchen, Du bist nicht getäuscht, Dein bürgerlicher Stolz soll nicht verletzt werden.« Das waren die rasch aufeinanderfolgenden Gedanken Felseck's.

»Das Pferd ist ganz wohl und unverletzt«, berichtete jetzt der herankommende Cäsar.

»Ganz gut«, erwiderte Felseck. »Sagen Sie mir, mein lieber Dohn, wohnen Sie schon lange hier?«

»Seit meiner Pensionierung.«

»Und Ihr Hausherr?«

»Oberkondukteur — äußerst charmante Leute.«

»Und Fräulein Marianne — können Sie mir mehr von ihr sagen? Sie lebt wohl sehr zurückgezogen?«

»Sehr! Sie kommt nur wenig aus dem Hause. Sie gibt bis zu ihrer Anstellung als Lehrerin Unterricht in feinen Handarbeiten und im Zeichnen und hat viel Sinn für die Kunst.«

»Wirklich?«

»Aber im Vertrauen gesagt, man ist hier im Hause nicht gut auf Sie zu sprechen.«

»Auf mich? Man kennt mich ja gar nicht.«

»Man verkennt Sie eben.«

»Man soll mich richtig kennen lernen«, versetzte Felseck, der nicht im entferntesten an den Einjährig-Freiwilligen Breitsamer dachte, sondern glaubte, es handle sich nur um Mariannens Angelegenheit. »Herr Dohn«, fuhr er dann fort, »Sie haben von jeher mein Vertrauen genossen ...«

»O, Herr Baron! Sehen Sie, hier ist sie, die ich Ihnen verdanke.« Er zeigte dem Offizier seine Taschenuhr.

»Ah so! Freut mich, wenn sie Ihnen Freude macht. Doch jetzt hören Sie. Ich liebe Marianne und will sie heiraten.«

»Das ist ja königlich!« rief Cäsar. »Marianne wird Frau Baronin, Frau Hauptmann, Frau Major ...«

»Wenigstens das Erstere«, unterbrach ihn Felseck. »In Folge von meines Veters Tod ist das Majorat Felseck auf mich übergegangen. Ich quittire den Dienst und übernehme die Verwaltung des mir unerwartet zugefallenen Gutes, und als meine Hausfrau führe ich Marianne heim. So stelle ich mir mein künftiges Glück vor.«

»Mein Verstand ist zu schwach, um stehen zu bleiben, sonst würde ich sagen, er steht still,« sprach Cäsar in aufrichtiger Verwunderung.

In diesem Augenblicke öffnete sich das Eckfenster des Hauses und Herr Breitsamer winkte mit einer weißen Serviette einigemal nach des Nachbars Garten.

»O weh! O weh!« rief Cäsar, »sie winken! Wie hab' ich mich darnach geseht, daß sie winken, und jetzt ..«

»Was ist's? Was bedeutet dieses Winken?«

»Ach, Herr Baron, ich habe mich so gehorsamst gefreut .. aber sehen Sie da .. jetzt naht das Verhängniß.«

Zur Gartenthür herein kamen Wehringer und Ernst und eilten raschen Schrittes ins Haus. Sie bemerkten die beiden anderen Anwesenden kaum.

»Die ... die ... die ...« faselte Cäsar.

»Die? Was die?« fragte Felseck.

»Die kriegen sie ...«

»Was? Wen?«

»Marianne. In diesem Augenblick gibt sie dem jungen Wehringer ihr Jawort.«

Der Offizier erblaßte.

»Was?« rief er. »Sie war also schon — deshalb gab sie sich so gekränkt! Und ich glaubte so fest an sie, an ihre Liebe! Fort, fort! Jetzt sind meine Glückspläne alle vernichtet!«

Aus dem Hause ertönte ein dreimaliges »Hoch«! Man ließ dort das Brautpaar leben.

Felseck eilte, von Cäsar geleitet, dem Ausgange zu.

»Es ist heute ein verhängnißvoller Tag!« sagte er. Dieser Ausruf sollte unerwarteter Weise beim Austritt aus dem Garten noch durch ein weiteres Ereigniß seine unangenehme Bestätigung finden.

VIII.

Die Großmutter ward in den Garten geschickt, um nachzusehen, ob der fremde Herr nichts mehr benöthige. Dieser war soeben im Abgehen begriffen und sie erkannte aus dessen raschem Gange, daß er sich äußerlich durch den Fall keinerlei Leid zugezogen; von dem Leid, das er innerlich mit sich fortrug, ahnte die gute Alte freilich nichts. Deshalb sagte sie auch halblaut für sich hin:

»Die Schaferln hab'n halt doch Recht g'habt. Wie leicht hätt' sich der Mann 's G'nick brechen können! So is's gut abgegangen! Und d' Marianne is Braut mit dem reichen Wehringer; wer hätt' das denkt! — Dort kommt ja gar der Fritz als Studentl — no, der wird Augen machen!«

Fritz kam in der That in Civilkleidung, die farbige Mütze auf dem Haupte, in raschem Schritte den Staketenzaun entlang heran. Unmittelbar an der Thür traf er mit Baron Felseck, seinem Compagniechef, zusammen.

»Also wirklich!« rief Fritz, indem er stehen blieb und die Mütze abnahm. Dabei maß er mit wüthendem Blick den Offizier.

»Was soll's?« fragte dieser.

»Ich bin überrascht, Herrn Hauptmann hier zu treffen, und bitte mir, zu gestatten —«

»Ich bin heute auf Landpartie, habe also keinen Dienst,« entgegnete Felseck. »Ich glaube, wir sind Beide in gleicher Lage — bitte, bedecken Sie sich.«

»Ich habe dem Herrn Hauptmann ernste Vorstellungen zu machen«, begann Fritz.

Cäsar trat dicht hinter den jungen Mann und zupfte ihn am Rocke, zum Zeichen, daß er sich mäßigen solle.

»Sie mir Vorstellungen?« fragte Felseck. »Ah — da fällt mir ein — Sie kennen ja Fräulein Forstner, deren Wohnung Sie mir so hartnäckig verschwiegen. Sie sehen, ich fand selbst, was ich so lange eifrig suchte. Sollten Sie vielleicht auch — ach, da erleben Sie vielleicht auch eine Ueberraschung ...«

»Halten zu Gnaden, Herr Hauptmann«, warf jetzt Cäsar ein, »Herr Breitsamer ist der Stiefbruder Fräulein Mariannens.«

»Ah!« machte der Offizier voll Erstaunen. »Warum erfahre ich das erst jetzt?«

»Werden Sie den Bruder von dem Untergebenen zu trennen wissen?« fragte Fritz. »Sie bringen durch Ihren Besuch ein ehrliches Mädchen in Verruf. Ich werde das ganz gewiß nicht dulden, Herr Hauptmann, und wäre meine Dienstzeit schon vollendet — so ...«

»Nehmen Sie an, sie sei vollendet«, unterbrach ihn Felseck.

»Nun, so fordere ich von Ihnen Genugthuung für die Mißachtung, welche Sie gegen die weibliche Ehre meiner Schwester an den Tag legen.«

»Die sollen Sie haben — jede Stunde«, entgegnete Felseck. »Das Verordnungsblatt, welches meinen Abschied und meine Versetzung à la suite enthält, ist heute erschienen. Ich bin also nicht mehr Ihr dienstlicher Vorgesetzter. Ich erwarte Ihre näheren Nachrichten. Auf Wiedersehen!«

Die beiden Herren zogen, sich grüßend, die Kopfbedeckung; der Student entfernte sich eiligst nach dem Hause.

»Aber« — begann jetzt Cäsar — »aber ...«

»Adieu, Herr Dohn«, rief F.elseck, indem er sich auf sein Pferd schwang. »Diskretion — Ehrensache. Nochmals Dank für all' Ihre Freundlichkeit!«

Er setzte das Pferd in eine galoppirende Gangart und ließ den ihm mit großen Augen nachstarrenden Cäsar allein zurück.

Als er wieder zu sich kam, war Fritz mit der ihn begrüßenden Großmutter bereits in das Haus getreten. Es war also für den Augenblick unmöglich, denselben über die redlichen Absichten Felseck's aufzuklären. Und doch mußte das geschehen. Es war vielleicht das einzige Mittel, ein Duell zu verhindern.

»O, warum wußte ich nicht das Alles vor dem unglückseligen Winken!« sagte sich Cäsar, im Innersten ergriffen. »Dann wäre Marianne jetzt die Braut des Barons, nicht die des jungen Wehringer. Dumm! Dumm! Dumm!«

So sprach er halblaut vor sich hin. Er wußte sich keinen Rath.

Von den Thürmen der Stadt tönte das Zwölfeläuten. Cäsar besah seine Uhr, es stimmte; auch sie zeigte auf zwölf. Aber noch etwas gab ihm Gewißheit über diese Stunde — sein Magen. Die verschiedenen Schrecken, welche er ausgestanden, schienen bei ihm eine von den anderen Sterblichen entgegengesetzte Wirkung zu verursachen, sie waren nicht im Stande, seinen Appetit zu verderben. Und er war bei dem reichen Nachbar zu Gaste gebeten.

So süß dieser Gedanke im ersten Augenblicke für ihn war, so bitter war er ihm später, denn er sagte sich, er könne, ohne falsch zu sein, dort heute nicht den Erfreuten über die erfolgte Verlobung spielen. Er zog sein Portemonnaie hervor und fand, daß mit dem Inhalt desselben noch die Ausgabe für ein »Lunglvoessen mit Knödeln« bestritten werden konnte. Den Hauptappetit wollte er dann Abends stillen, wo er ja bei Meister Tochterl wieder als Gast gebeten war.

Er sann lange hin und her, wie er sein Wegbleiben bei Wehringer am besten entschuldigen könne; da kam Fritz aus dem Hause.

»Herr Fritz — auf ein Wort!« rief er diesem sogleich zu.

»Bin pressirt!« entgegnete der junge Mann. »Sie wissen, Herr Cäsar — Diskretion — Ehrensache.«

»Aber ...«

»Diskretion!« rief Fritz und entfernte sich eiligst.

Cäsar folgte ihm mit langen Schritten nach.

»Aber Herr Fritz — er liebt sie!« rief er ihm nach. »Bedenken Sie doch ...«

Der junge Mann wollte ihn nicht hören. Cäsar machte ihm nur noch einige Armgelenkübungen nach, dann war Fritz der Hörweite entschwunden.

Dohn war rathlos. Er legte die flache Hand auf seine Stirne, aber da drinnen war Kirchhofsruhe. Mechanisch zog er seine Uhr auf.

»Warum hat der Mensch im Kopf nicht auch so einen Remonteur?« dachte er. »Ich könnte jetzt einen solchen brauchen.«

Er konnte sich seinen Betrachtungen nicht lange überlassen, denn aus dem Hause trat das Brautpaar Arm in Arm, ihm folgte Vater Wehringer und das Ehepaar Breitsamer. Die Großmutter blieb an der Schwelle stehen und lachte glücklich.

Die kleine Gesellschaft schlug den Weg zur Gartenthür ein, denn ihr Zweck war, der Mutter Ernst's die Braut vorzustellen. Marianne sah bleich und sehr erregt aus, desto glücklicher waren der Bräutigam und die Eltern.

»Apropos!« sagte der alte Wehringer, als er Cäsar's ansichtig wurde, »wir werden uns ein anderesmal die Ehre ausbitten, Sie bei uns zu sehen. Heute wollen wir in Familie den Verlobungsschmaus halten. Nicht wahr, Herr Dohn, Sie nehmen es nicht übel!«

»O, im Gegentheile — wollte sagen, gewiß nicht!« beeilte sich der Angeredete zu erwidern. »Ich wünsche Ihnen allerseits gehorsamst einen guten Appetit!«

Die Abgehenden lachten freundlich dankend.

»Und sonst wünschen S' dem neuen Brautpaarl gar nichts, als 'n guten Appetit?« fragte die Großmutter herankommend.

»Je nun«, meinte Cäsar etwas verlegen, »das ist ja doch immer das Beste, wenn man etwas zu essen hat.«

»Wo speisen denn Sie?« fragte die Alte, »heut', am Dreifaltigkeitssonntag?«

»Ich? Je nach Umständen — im Hotel zum — wollt' sagen, im Café von — aber nein — ich mach's kurz, ich geh' zum Wirth dort drüben; ich esse gar zu gern Lungl mit Knödeln zur Abwechslung.«

Die Alte blickte ihn lächelnd an, dann sagte sie:

»Bei uns gibt's zu den Knödeln Schweinsbraten und Sauerkraut. Meine Leut' essen drent beim Nachbarn. Thun S' mir den G'fall'n und leisten S' mir G'sellschaft. Es ist gar so ungemütli, allein z' essen.«

»Mit Vergnügen!« antwortete Cäsar. »Sie wissen ja, daß ich Ihnen nichts abschlagen kann.«

Seine Augen leuchteten hell bei diesen Worten, denn gerade das obige Gericht war seine Leibspeise. Er sagte dies auch der Alten.

»Nu', so hab' i's errathen!« rief diese erfreut; „kommen S' nur in d' Stuben. Gleit' werd' i anrichten und extra lassen wir's uns recht schmecken. Kommen's nur, wir halten auch 'n Verlobungsschmaus.«

Wenige Minuten später saßen die Beiden in fröhlicher Stimmung beim Mahl, welches bei Cäsar durch eine Flasche Hofbräuhausbier noch mehr an Werth gewann. Er war im besten Zuge, seiner Leibspeise zuzusprechen, als die Thür heftig aufgerissen wurde und Hilda hereinstürmte.

Das Mädchen sah sehr erregt aus. Als sie Cäsar gewahrte, kam es wie eine Erleichterung über sie.

»Herr Dohn, Sie müssen mir helfen; Sie müssen ein Unglück verhüten!«

»Ich? Wieso? Wie denn?« fragte dieser, erschrocken sich erhebend.

„In Sie setze ich meine ganze Hoffnung«, rief das Backfischchen mit thränenumflorten Augen. »Sie werden helfen, Sie sind der einzige Mann unter uns.«

Cäsar strich sich unwillkürlich den Schnurrbart zum Zeichen des Einverständnisses.

»Aber was ...«

»Sie sollen hören«, unterbrach ihn Hilda. »Fritz war bei meinem Bruder Alfred, Sie wissen ja, sie sind Corpsbrüder — ich stand — zufällig an der Thür und hörte — daß sich Fritz duelliren will, heute noch, mit einem Baron, der heute bei Ihnen im Garten war. Mein Gott! der bringt ihn um, der bringt ihn gewiß um! Das überlebe ich nicht! Bitte, Herr Dohn, verhüten Sie das Duell! Wäre Papa nicht verreist, müßte er es thun, aber so — Herr Dohn — helfen Sie!«

Die Großmutter war über Hilda's Nachricht auf's heftigste erschrocken.

»Mir is's in alle Glieder g'fahr'n!« sagte sie jetzt. »Wird doch 'n Fritz nix passir'n? Was hat's denn nur geb'n mit dem Baron? Was hat's denn nur geb'n?«

Wie gerne hätte Cäsar gesprochen! Über er gedachte der Mahnung: »Diskretion — Ehrensache!« und verschwieg, daß er von der Sache wisse. Aber er gab sich ein gewisses männliches Ansehen und sagte dann mit Würde:

»Geben Sie sich zufrieden, Fräulein; wir Männer sind nun einmal so, besonders wir Soldaten. Wir lassen keinen Tusch auf uns sitzen und sollte Blut ...«

»Blut!« schrieten die beiden Frauen entsetzt auf.

»O, schweigen Sie!« sagte Hilda; »Sie malen ja ein gräßliches Bild. Ach ja, ich hörte von krummen Säbeln — Herr Dohn, Sie müssen Rath schaffen. Fritz hat eine so schöne Nase. Wenn ich mir denke, wie diese entstellt werden könnte — Sie müssen Rath schaffen!«

»Verlassen Sie sich darauf!« entgegnete Cäsar galant. »Ich renne jetzt fort und höre nicht eher zu rennen auf, bis ich Herrn Fritz gefunden.«

»Sie treffen ihn in der Fechtstube der Kaserne«, sagte Hilda bestimmt. »Er wird dort Alfred's Mission abwarten.«

Cäsar mußte lächeln, wie gut Hilda unterrichtet war. Dann warf er einen wehmuthsvollen Blick auf die noch vorrätliche Mahlzeit.

»Ich lasse Schweinsbraten und Knödel im Stich und renne ohne Verzug in die Kaserne«, sagte er. »Ob es aber hilft...«

»Es hilft!« betheuerte Hilda. »Aber eilen Sie! Ich werde mich gewiß dankbar bezeigen.«

»O — einen Dank, Fräulein, begeh' ich nicht«, entgegnete Cäsar geziert. »Ich eile, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ihr unterthänigster Diener, gnädiges Fräulein! Vergelt's Gott für die Mahlzeit, Frau Großmutter.«

»G'segn's Gott!« antwortete diese schweren Herzens. »Meinen S', die G'schicht' is g'fährli?«

»Ach was! Seien Sie ganz beruhigt, Alter wie Jugend. Nochmals allerunterthänigster Diener!«

Er machte ein tiefes Kompliment und entfernte sich. Einige Minuten später war er auf dem Wege nach der Stadt.

Hilda verabschiedete sich nun ebenfalls von der alten Frau.

»Vielleicht kann noch Alles geschlichtet werden«, tröstete sie sich und die Alte. »Halten Sie jetzt Ihre Sonntagsruhe. Sobald ich Herrn Dohn zurückkehren sehe, komme ich, um zu hören, was er für Nachrichten bringt. Einstweilen, Großmutter, ruhen Sie aus.«

Die alte Frau geleitete das Mädchen bis zur Thür, dann kehrte sie zur Stube zurück und räumte den Eßtisch ab. Nachdem Alles in gewohnter Ordnung war, setzte sie sich auf das Sopha. Die verschiedenen Aufregungen des heutigen Tages hatten sie müde gemacht. Sie dachte, wie natürlich, an das Duell, aber Cäsar's Worte hatten sie einigermaßen beruhigt. Es war auch nicht das erstemal, daß Fritz auf der Mensur stand, das hatte sich schon mehr als zwölfmal wiederholt und außer ein paar Schrammen hatte ja die Sache keine weiteren Folgen. Im schlimmsten Falle, meinte sie, würde es halt auch wieder einen kleinen Schmiß absetzen. Das kleine Fräulein, tröstete sie sich, macht viel zu viel Wesens aus dem Vorfall.

»Rasten soll i, hat's g'sagt«, murmelte sie vor sich hin. »Ja, ja, straplizirt bin i heunt g'hörig, aber 's Rasten lern' i mit meine Jahr' nimmer, dazu bin i verdorben. I kann eh bald rasten g'nug. Aber in Gottsnam', i will dem lieben Fräul'n folgen. Hat mir gar so a Freud' g'macht heut' mit der Rosen da; da steckt's ja noch und is nit amal verwelkt an meiner alten Brust. Du liebe Rosen, wie lebendi steht bei dein' Anblick mei' Jugendzeit vor mir, die Zeit, wo du mir Haar und Brust g'schmückt hast, wo 's ganze Leben mir so rosig g'schienen hat! Und 's erste Bleaml, dös mir d' Lieb' bracht hat, es war a Rosen. So oft i a Rosen seh', denk' i d'ran an die schönste Zeit in mein' Leb'n — an die erste Lieb' — sie is so schön g'wen, so schön — so — wunderschön«

Sie war auf dem Sopha sitzend eingeschlummert und ihr freudiges Lächeln zeigte, dass sie selig weiterträumte von den längst vergangenen Tagen ihrer Rosenzeit, der ersten Liebe...

IX.

Nicht lange, nachdem die alte Frau eingesso geschlafen war, kam Marianne mit einem Teller voll Süßigkeiten in die Stube. Sie konnte sich die Freude nicht versagen, der Großmutter etwas vom Dessert herüberzubringen, und sie war sehr erstaunt, dieselbe schlafend zu finden. Sie erblickte die Rose an ihrer Brust, das glückliche Lächeln auf dem Gesichte der Alten und eine Ahnung zog durch ihre Seele von dem, was dieselbe träumte.

Mariannens Augen füllten sich mit Thränen.

»Solch' eine Rose gab auch er mir damals mitten im Winter«, sprach sie zu sich, »und seine Gabe machte mir den ganzen Winter zum schönsten Frühling. Sie ist noch in meinem Gebetbuch verwahrt. Wie theuer war mir der Geber jener Rose! Wie gerne träumte ich von ihm! Ich glaubte so fest an ihn, sah mich schon als seine Braut — glücklich — selig — und nun? Was ich gestern noch für unmöglich gehalten hätte, heute ist's Wirklichkeit. Er lohnte meine Liebe mit Mißachtung. Wie konnte, wie durfte er das! Ich verehrte ihn so hoch — wie einen Gott! Und ich — ich war ihm nicht mehr werth, als das nächstbeste Mädchen, das zu einem galanten Abenteuer genehm ist. Mir diese Schmach!« So grübelte sie nach über ihr Schicksal. Sie wollte den Mann hassen, der ihr diese Schmach angethan, sie wollte ihn vergessen und — konnte es nicht. Immer wieder kehrten ihre Gedanken zu ihm zurück und seine freundlichen Augen sprachen so voll Liebe; sie konnte diesen Blick nicht vergessen. Sie machte sich Vorwürfe, die Werbung Ernst's so rasch angenommen zu haben; es war unrecht, ohne ihr Herz zu fragen, nur aus verletztem Stolze, den überraschen Schritt zu thun. Aber die Eltern, der Bruder hatten ihr so zugesprochen, sie wollten ja ihr Glück. Ihr Glück? Macht Reichthum allein wirklich glücklich? Ernst war ja ein braver Mann, sie war ihm von ihrer frühesten Jugend auf recht von Herzen gut gewesen, aber ob sie ihn wahrhaft lieben könnte, darüber war sie sich noch nicht klar geworden, konnte es ja nicht werden. Sie fühlte nur ihr Herz trauern um etwas Verlorenes.

Ganz in solche Gedanken versunken, hatte Marianne nicht bemerkt, daß ihre Base Greti eingetreten war und sie erschreck, als sie deren Hand auf ihrer Schulter fühlte.

»Du bist es, Greti?« sagte sie, sich rasch erhebend, »Du kommst mir wahrlich recht zum Troste. Weißt Du's schon?«

»Daß Ernst um Deine Hand anhielt? Mein Vater vertraute mir's heute. Ist's wahr geworden, darf ich gratuliren?«

»Wahr ist's geworden«, versetzte Marianne, indem sie Greti in die Fensternische zog, wo sich Beide niederließen, um die Schlafende durch ihr Gespräch nicht zu stören, »aber ob zu gratuliren ist, das weiß ich nicht.«

Greti machte große Augen.

»Das weißt Du nicht?« fragte sie verwundert. »Und wie Du das sagst! Du hast also Ernst's Werbung angenommen? Und gestern warst Du doch noch in Feuer und Flammen für einen gewissen Joseph? Erzähle mir doch Du wolltest ihn ja heute wieder sehen«

»Ich habe ihn auch gesehen, das ist es ja!« entgegnete Marianne erregt. »Und nun weiß ich, daß er Offizier und von Adel, daß es Baron Felseck ist, und daß er mich würdig fand für eine — Liaison. Nicht genug, er verfolgte mich, in Civil, bis hierher, und nachdem er zufällig oder absichtlich einen Sturz vom Pferde in Scene gesetzt und auf die Weise bis in den Garten vorgedrungen war, hatte er trotz meiner Erklärung, daß ich wisse, wer er sei, noch den Muth, mich mit seinen Vertraulichkeiten zu behelligen.«

»Das ist ja höchst interessant!« meinte Greti. »Was weiter?«

»Weiter? Ich war empört, wandte ihm den Rücken und eilte ins Haus. Ernst hatte um mich geworben, er erwartete meine Entscheidung.«

»Nun? Und ...?« fragte Greti mit angehaltenem Athem.

»Ich gab ihm mein Jawort. Diese Süßigkeiten kommen vom Dessert des Verlobungsschmauses«, setzte sie bitter hinzu. »Ich bin Ernst Wehringer's Braut. Nächsten

Sonntag beim Waldfeste, welches die Fabrikarbeiter zu Ehren des Eintritts Ernst's ins Geschäft veranstalten, soll die Verlobung öffentlich bekannt werden.«

»Du sagst das, als ob es ein Unglück wäre«, sprach Greti. »Du hast dem kecken Baron ganz recht gethan! So was wenn mir passirt wäre! Die hohen Herren sollen ihre Unterhaltung nur in ihrer noblen Gesellschaft suchen, wir sind zu gut dazu, um ihnen als Spielball zu dienen.«

»Und doch bin ich unzufrieden mit mir«, antwortete Marianne nachdenklich. »Wenn er es dennoch ernstlich gemeint, wenn ich mich getäuscht hätte«

»Ach was, getäuscht!« rief Greti. »Du wirst Dir doch nicht einbilden, daß dieser — Baron Felseck, so heißt er doch? — Dir jemals einen Heiratsantrag gemacht hätte?«

»Das nicht. Aber ich hätte, nachdem er mein ganzes Herz besessen, doch meine Hand keinem Anderen reichen sollen.«

»Mit einem Worte, Du hättest eine alte Jungfer werden sollen, wie ich die Ehre habe, es bald zu sein«, ergänzte Greti.

»Du kannst mich nicht verstehen, denn Du warst nie wahrhaft verliebt«, entgegnete Marianne mit einem tiefen Seufzer.

»So? Weißt Du das so gewiß? Ich war es schon mit ... ich mag's gar nicht sagen, mit wie viel Jahren.«

»Du? Und davon hast Du mir nie erzählt?«

»Ich will es jetzt thun«, versetzte Greti, welche bemüht war, die sichtlich Betrübte zu erheitern. »Ich war nach dem Tode meiner Mutter auf kurze Zeit bei meiner Base in Augsburg. Diese wohnte in der Nähe der Kaserne, und da gab's schmucke Unteroffiziere und Kadetten und besonders schmucke Tambours.«

»Du wirst Dich doch nicht in einen Tambour verliebt haben?« fragte Marianne mit mattem Lächeln.

»Ach, er war gar zu hübsch und nett, und so schlank gewachsen, und er trommelte so schön, und da trommelte er sich in mein junges Herz hinein«, gestand Greti.

Marianne mußte trotz ihres Jammers lachen.

»Bitte, erzähle weiter«, sagte sie.

»Nun, es war ein Prachtkerlchen. Feueraugen, einen Blick hatte der, eine Miene, ich sage Dir, wundervoll! Er hieß Julius. Wir haben uns zwar nur ein einziges Mal gesprochen und da bat er mich gleich um mein silbernes Ringlein mit dem rothen Stein, das ich am Finger trug. Natürlich gab ich's ihm. Dafür brachte er mir Nachts vor meinem Stubenfenster, das nach dem Garten ging, ein Ständchen. Es war ein Lied mit Trommelbegleitung. Die Idee war unsinnig, aber herzlich. Natürlich hörten den Trommelschlag auch andere Ohren; in der Kaserne ward alarmirt, man glaubte, es wäre Feuerlärm, und das Ende vom Lied war, daß mein netter Tambour in Arrest spazirte. Ich wurde natürlich sogleich nach Hause geschickt und im Institute bei den Klosterfrauen vergaß ich bald auf Tambour und Trommel. Doch nein, ich vergaß nicht. Die Erinnerung daran begleitet mich durch mein ganzes Leben, war es ja doch meine erste und, soll ich ehrlich sein, meine einzige Liebe. Und wenn ich eine Trommel höre, dann steht mein schwarzäugiger Julius lebhaft vor mir. Was wohl aus ihm geworden ist?«

»Vielleicht auch ein Tambourmajor, wie Herr Dohn«, versetzte Marianne lächelnd. »Vielleicht kennt er ihn und kann Dir Auskunft geben.«

»Ja, wenn ich seinen Namen wüßte! Ich kannte ihn eben auch nur unter seinem Taufnamen »Julius.««

»Dann ist es schlimm!« entgegnete Marianne.

Die Großmutter war schon bei Beginn von Greti's Erzählung erwacht und hatte vergnügt zugehört, nebenbei manchmal von den vor ihr stehenden Süßigkeiten naschend. Jetzt bemerkten das die Mädchen erst.

»Ach, die Großmutter hat Alles gehört!« rief Greti erröthend.

»Freili hab' i g'hört, was Du für a verliebte Gretl warst«, lachte die Alte. »Und späterhin hat Dir Keiner mehr taugt.«

»Es war halt der Richtige noch nicht da«, antwortete das Mädchen lachend.

»Is der Herr Cäsar no' mit kommen?« fragte jetzt die alte Frau ernster.

»Der Herr Cäsar?« fragte Greti, über und über erröthend. »Der war heut' freilich bei uns. Der Vater hat ihn für Abend eingeladen ...«

»Na', na', i mein' anders«, versetzte die Alte. »Er is ja fort, um's Duell zu verhindern ...«

»Ein Duell?« fragte Marianne mit stockendem Athem. »Zwischen wem?«

»Zwischen unser'm Fritz, dem Brauskopf, und dem Baron, der heut' in unser'm Garten war. Der Bua gibt kei' Ruh!«

»Heilige Mutter Gottes!« schrie Marianne auf.

Greti suchte sie zu beruhigen. »Es ist brav vom Fritz«, sagte sie, »daß er Deine Ehre so hoch hält; recht brav.« In diesem Augenblick sah sie Ernst in den Garten treten.

»Dort kommt Dein Bräutigam«, flüsterte sie Mariannen zu; »mach' jetzt ein freundliches Gesicht.« Und etwas lauter fügte sie hinzu: »Ich muß sagen, Ernst ist ein recht galanter, junger Mann, und am Verlobungstage heißt's lustig sein.«

Jetzt trat Ernst ein.

»Aber liebe Marianne, das war eine lange Minute, die Du ausbleiben wolltest«, sprach er lächelnd. »Jetzt sehe ich, wer die Verantwortung trägt«, setzte er, Greti grüßend, hinzu. »Wollen Sie uns nicht die Freude machen, und zum Kaffee mit hinüberkommen?«

»Recht gern!« antwortete die Eingeladene. »Vor allem aber meinen aufrichtigsten Glückwunsch zu diesem freudigen Ereignisse.«

»Ich danke«, antwortete Ernst herzlich. »Es ist freilich ein freudiges, ein für mich unendlich glückliches » Ereigniß.«

Da stürzte Cäsar Dohn herein. Sein Gesicht war verstört und bleich. Ganz erschöpft und gebrochen sank er auf einen Stuhl.

»Was ist's? Was gibt's?« fragten Alle, auf's höchste erschrocken durcheinander.

»Ein Unglück!« rief Cäsar.

Nun kamen auch Herr und Frau Breitsamer eiligst herein. Sie hatten Cäsar an Wehringer's Haus vorbeirennen sehen und aus dessen auffallender Eile erkannt, daß etwas Besonderes vorgefallen sein müsse. Hinter ihnen stürzte aus gleichem Anlasse Hilda in's Zimmer.

»Was ist los?« fragte Breitsamer.

»Herr Dohn«, rief Hilda, vor Angst weinend, »was ist's mit Fritz?«

Cäsar sah im Kreise umher. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, sie hingen gleichsam an seinen Lippen.

»So sprechen Sie doch, Herr Cäsar; was für ein Unglück hat's denn gegeben?« fragte Greti.

»Das ist gleich gesagt«, erwiderte Dohn. »Fritz hat sich mit seinem Hauptmann geschlagen — und der arme brave Felseck ist bereits abgeführt worden.«

»Todt?« schrie Marianne auf.

»Ich fürchte es«, entgegnete Cäsar tonlos.

»O mein Gott!« Mit diesem Aufrufe sank Marianne, ihr Gesicht mit den Händen verhüllend, ebenfalls auf einen Stuhl.

»Und Fritz? Was ist's mit Fritz?« frugen die übrigen Frauen zugleich.

»Er ist fort — Niemand weiß, wohin«, lautete die trostlose Antwort. »Ich bin fort und hieher geeilt, um Sie auf Alles sachte vorzubereiten.«

»So mußte er uns den heutigen Freudentag verderben!« rief Breitsamer, bei welchem die Erbitterung fast über die Sorge siegte.

»Was haben wir verschuldet, daß dieses Unglück über uns kommt!« jammerte Frau Breitsamer mit vorwurfsvollem Blicke zum Himmel. »Aber es hat mir immer geahnt, es geht bei seinem Hitzkopf nicht gut aus mit seinem Hauptmann.«

»Und war Alles nicht vonnöthen«, sagte Cäsar, in's Leere stierend, als ob er mit sich allein spräche. »Felseck hatte bereits den Dienst quittirt, um das ererbte Gut zu übernehmen und das Kleinod seines Lebens heimzuführen. Und nun mußte es so kommen!«

Mariannens Herz krampfte sich bei dieser Nachricht zusammen. Sie glaubte nun zu erkennen, daß Felseck es ehrlich gemeint.

»Dös abscheuliche Thier von heut' früh, dös ist an Allem schuld!« betheuerte die Großmutter, an allen Gliedern zitternd.

»Ich, ich allein trage die Schuld!« rief jetzt Marianne in höchster Aufregung.

»Du, Marianne?« fragte Ernst, überrascht zu seiner Braut hinblickend.

»Nimm Dich zusammen«, raunte ihr Greti zu. »Fasse Dich!«

Aber Marianne war keiner Fassung mehr fähig.

»Flucht mir Alle!« rief sie ganz außer sich. »Ich trage die Schuld! Ich habe das Unglück über Euch und ihn gebracht! Ich — ich ...« Thränen erstickten ihre Stimme. Sie warf sich an die Brust der Freundin und verbarg ihr Gesicht.

»Marianne!« rief Ernst höchst bestürzt. »Meine Marianne!«

Man brachte die Erregte auf ihr Zimmer und zu Bette.

Der junge Wehringer aber trat besorgt und voll düsterer Ahnungen den Heimweg an, ebenso Hilda, die Fritz bereits in Banden und Ketten schmachten sah und bitterlich weinte.

Breitsamer nahm seinen Hut und schickte sich an, Erkundigungen über das Los seines Sohnes einzuziehen. Cäsar erbot sich zur Begleitung. Er wollte sich über Felseck's Schicksal Gewißheit verschaffen.

»Am Ende ist's doch nicht so schlimm!« tröstete sich der Vater. »Haben Sie den Hauptmann gesehen?« fragte er Cäsar.

»Das nicht — der Bediente sagte mir mit verstörter Miene, sein armer Herr sei »abgeführt« worden.«

»Wenn er sonst nichts gesagt hat, könnte ja nur gemeint sein, daß ihm Fritz im Duell Eins versetzt hat. Die Sache ist am Ende nicht so gefährlich. Lassen Sie uns eilen. Vielleicht können wir eine beruhigende Nachricht nach Hause bringen.«

Beschleunigten Schrittes nahmen die beiden Männer den Weg nach der Stadt, indessen die Frauen in Angst und Sorge, auch um Mariannens Zustand, zurückblieben.

X.

Baron Felseck hatte die ihm durch Alfred von Grander überbrachte Forderung zum Zweikampfe auf krumme Säbel sofort angenommen und erschien mit seinem Sekundanten, dem Zeugen und dem Arzte pünktlich auf dem Fechtboden der Kaserne. Der Baron hätte durch die Erklärung, daß er sich Mariannen nur in redlicher Absicht genähert, wohl den Zweikampf vermeiden können, aber er fürchtete eine falsche Auffassung und hielt es für angemessen, erst nach dem Duell die Sache richtig zu stellen.

Felseck war ein guter Fechter, aber Fritz hatte mehr Uebung und bei dem Ungestüm, mit welchem der wuthentbrannte junge Mann auf Ersteren einstürmte, war es nicht zu verwundern, daß er nach länger erfolglosem Kampfe den Gegner dadurch abführte, daß er ihm eine tiefe, weitklaffende Wunde am Kopfe beibrachte.

Der plötzliche Blutverlust, den der anwesende Arzt nicht sofort zu stillen vermochte, hatte eine vorübergehende Ohnmacht des Offiziers zur Folge. Fritz und sein Zeuge befürchteten allerdings, Baron Felseck habe eine tödtliche Wunde erhalten, und man rieth dem jungen Manne, sich vorerst vom Schauplatze des Duells zu entfernen. Cäsar Dohn war in die Kaserne gekommen, als schon Alles vorüber war und Niemand sah sich veranlaßt, ihm ausführliche Auskunft zu geben.

Als Breitsamer und Dohn jetzt an Ort und Stelle kamen, erfuhren sie durch des Barons Burschen, daß sein Herr so und so viele Nadeln bekommen und sehr erschöpft, jedoch nicht lebensgefährlich verwundet sei. Ueber Fritz konnte er keine Auskunft geben.

Der bestürzte Vater ward einigermaßen beruhigt und eilte nach Hause, um den Seinen die tröstende Nachricht zu bringen.

Auch Cäsar gewann seine Fassung wieder. Ihm war es vor Allem darum zu thun, Fritz aufzusuchen und ihn nachträglich über Felseck's reelle Absichten aufzuklären. Diesen traf er allerdings nirgends, wohl aber den jungen Grander, Hilda's Bruder, den er bat, er möchte Fritz Abends in das Haus seines Veters, des Seifensieders Tochterl, bestellen, da er dort zu treffen sei und in der Lage wäre, ihm wichtige Enthüllungen zu machen.

Im Hause Breitsamer's hatten die beruhigenden Nachrichten die hochgradige Aufregung etwas gedämpft. Auch Marianne erholte sich allgemach wieder. Greti blieb bei ihr bis gegen Abend. Tochterl war gekommen, sie abzuholen, und hatte nur ein Wort für alle die verschiedenen Neuigkeiten, das Wort: »Merkwürdig!« — das er wohl an die zwanzigmal ausrief. Dann kehrten Beide nach Hause zurück, um für den geladenen Gast ein würdiges Nachtmahl zu besorgen. —

Nazl, der Lehrbub, mußte heute das Haus hüten. Er saß in Tochterl's Wohnstube am Fenster und blickte sehnsüchtig auf die Straße hinab. Er war recht unzufrieden mit seinem Los. Es war ein so schöner Tag, noch dazu ein Sonntag; alle Nachbarn waren mit ihren Familien hinaus in's Freie gegangen, in der Stadt war es öde, fast todtentills. Nur selten schlenderte ein einsamer Wanderer die sonnenverklärte Straße hinab. Es war im höchsten Grade langweilig.

Nazl's Blick schweifte hinüber zum Konditorladen an der Ecke. Dort glaubte er eine Leidensgefährtin zu wissen, das vierzehnjährige Töchterlein des Zuckerbäckers, Mina mit Namen; sie schaute gewiß sehnsuchtsvoll nach ihm aus. Ihr ward heute die gleiche Aufgabe zugewiesen, sie mußte im Laden walten und gewiß hatte sie für ihn schon einen Mandelbogen, ein Zuckerstangerl, Pomeranzenzeltl oder sonst etwas das Leben Versüßendes bereit gelegt. Ach, sie war so freigebig, diese kleine Mina, sie hatte immer etwas zu verschenken! Längst hätte er ihr gerne ein Gegengeschenk gemacht. Aber was konnte er ihr geben? Eine Seife? »Nein, solche Präsente schicken sich nicht«, spann er in seinem Kopfe weiter; »das wäre ja, als wollte ich sagen: »Schöne Mina, wasch' Dich!« Ein Pfund Kerzen? Das konnte sie für eine Anspielung halten, als solle es heller, lichter bei ihr werden. Um also keine Dummheit zu begehen, schenke ich ihr lieber gar nichts, als meine Wenigkeit, und die« — er blickte dabei in den Spiegel des offenen Fensters — »genügt.«

So weit war er in seinem Gedankengange gekommen, als die Hausglocke ertönte. Nazl sprang auf. Vielleicht war es der Meister, dann gäbe es doch auch noch einen kleinen Ausgang für ihn. Er zog an einem Ringe, welcher unten die Hausthüre öffnete, und gleich darauf wurden Mannerschritte auf der Treppe hörbar. Aber, o weh, es waren nicht jene des Meisters. Ein schüchternes Klopfen an der Thüre und Cäsar streckte seinen Kopf herein.

»Sind Herr Tochterl und sein Fräulein Tochterl noch gar nicht zu Hause?« fragte er, als er Nazl's ansichtig wurde, der nicht allzufreundlich nach ihm sah. »Ich bin für Punkt sechs Uhr hieher bestellt«, fuhr er fort, indem er seine Uhr aus der Tasche zog und sie repetiren ließ, »und jetzt ist es gerade sechs Uhr.«

»Ich weiß — Sie sind Herr von Dohn — waren schon Vormittags hier. Bitte, nehmen Sie einstweilen Platz. Sie werden nicht mehr lange ausbleiben«, sagte Nazl, und indem seine Züge freundlicher wurden und eine gewisse Neugierde ausdrückten, fuhr er mit bewunderndem Blicke fort: »Ah, die schöne Uhr! Und ganz von Gold? Und wie schön sie schlägt!«

»Bester Seifenjüngling«, antwortete Cäsar, »das Schönste an ihr ist, daß sie mir gehört.«

»Glaub's wohl!« entgegnete der Lehrbub. »So eine Uhr wenn ich hätte, da würde meine Mina närrisch vor Freude.«

»Wer? Deine Mina?« fragte Cäsar. »Du hast schon eine Mina?«

Nazl war anfangs über seine Plauderhaftigkeit selbst erschrocken. Jetzt aber warf er sich in die Brust und meinte so obenhin: »O, die ist schon die Dritte, mit der ich's probir'. Vor Jahren schwärmte ich für Adelgunde.«

Cäsar machte eine Bewegung, als ob er ein Wickelkind trüge, und sagte: »So, so, vor einigen Jahren, da schriest Du nach Adelgunde?«

Nazl Verstand die Anspielung nicht.

»Ich bekam sie bald satt; sie war so launisch«, erklärte er. »Die nette Constanze gefiel mir besser. Aber auch sie konnte mich nur einige Monate fesseln. Ihre Aepfel waren mir zu sauer. Aber die kleine Konditorin da drüben, die ist zucker süß.«

»Du schleckst also gerne?« lachte Cäsar.

»Für's Leben!« erwiderte Nazl begeistert. »Heute wartet sie umsonst auf mich, denn ich bin leider verdammt, das Haus zu hüten.« — Er seufzte dabei tief auf.

»Er erinnert mich wirklich an meine eigene Jugend«, dachte Cäsar bei sich, und sich zu Nazl wendend, sagte er gutmüthig: »Ueberlaß mir das Haushüten. Ich bin ohnedem zum Nachtmahl eingeladen, bin auf sechs Uhr bestellt, und wenn der Meister kommt, so lüg' ich — nein«, verbesserte er sich würdevoll, »ich sage ihm, ich hätte Dich fortgeschickt, mir Cigarren zu holen. Hier sind zwanzig Pfennige. Bringe mir ein halbes Dutzend Havanna!«

Nazl lächelte etwas verächtlich. Dann zog er aus seiner Tasche ein kleines Cigarren-Etui und sagte: »Darf ich Ihnen vielleicht einstweilen mit den meinigen aufwarten? Die längere Sorte hier convenirt mir besser.«

»Ist sie von Chocolate?« spottete Cäsar gutmüthig.

Nazl verzog ebenfalls spöttisch sein Gesicht.

»Ich lasse Ihnen eine Probe hier«, sagte er. »Es ist Havanna-Deckblatt und Cuba-Inhalt. Sehr zu empfehlen!«

»O — ich bitte!« sagte Cäsar, die Cigarre besichtigend.

»Und nun mache ich von Ihrer Großmuth Gebrauch«, erwiderte Nazl freudig. »Wenn ich lange ausbleibe, nicht wahr, Sie nehmen mich schon in Schutz? Und wenn der Meister doch wild wird, dann singe ich ihn mit einigen Recitativen wieder gut. Ich werde mir erlauben; mich Ihnen in Gala zu präsentiren.«

Er lief eiligst zur Thüre hinaus.

Cäsar sah Nazl nach. Da hatte er sich immer eingebildet, er sei ein kleiner »Teufelskerl« gewesen. Gegen diesen Knirps war er die reinste Schlafkappe. Er kam völlig in Verlegenheit vor dem Jungen. Aber sein Erstaunen sollte sich noch mehren, als derselbe bald darauf vor ihm

im Sonntagsstaate erschien. Ein kurzes Jaquet, ein hoher Cylinder, ein zierliches Spazierstöckchen: das waren die Attribute des angehenden Don Juan.

»Mein Herr«, sagte er graziös den Hut abnehmend, »ich habe die Ehre, mich Ihnen gehorsamst zu empfehlen. Au revoir!«

»Jai l'honneur!« erwiderte Cäsar, unwillkürlich in seine gewohnte Höflichkeit verfallend. »Meinen tiefsten Respekt und hochachtungsvollste Ergebenheit!« Er verneigte sich tief, wie vor seinen Kunden im Kunstsalon, und Nazl tänzelte geziert zur Thür hinaus. Als sich dieselbe hinter ihm geschlossen, rief Cäsar aus aufrichtigem Herzen: »Ach, wäre ich doch auch noch einmal jung! Was gäbe ich für fünf Minuten solchen Gefühls! Und gerade jetzt, wo ich wieder frei aufathmen kann, denn mein verehrter Baron Felseck ist nicht nur nicht todt, es geht ihm sogar schon wieder besser. Die Wunde ist genäht, ich durfte ihn sogar schon besuchen. Er trug mir auf, Fritz zu sagen ... Ja, Fritz — ob er wohl kommen wird?«

Wieder sah er auf seine Taschenuhr und ließ sie repetiren. Es war bereits ein Viertel nach sechs, und Dochterl und Greti waren immer noch nicht da. Er besah sich die Bilder an den Wänden, einige »Kopien nach schlechten Meistern«, wie er sachkundig sagte. Ueber der Kommode hingen einige Photographien, Greti's Bild darunter.

»Eine recht hübsche Dame«, sagte sich Cäsar; »zwar nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, aber immer noch eine Blüthe.«

Plötzlich blieb sein Blick an einem kleinen Bildchen haften, das Greti in ihrer ersten Jugend darstellte. Ein Ausruf des Erstaunens rang sich aus seinem Munde. Rasch nahm er das Bild von der Wand und trat damit zum Fenster.

»Das ist ja — Margarethe! Meine Margarethe!« rief er überlaut. »Ja, ja, sie ist's! So lebt sie in meiner Erinnerung, in meinem Herzen, in meinem Kopfe. Ach du lieber, süßer, guter Engel, ja, du bist es! Diese schelmischen Augen kannte ich wohl. Du bist Margarethe, und jetzt ist aus dir — die Greti geworden.«

Er küßte das Bild, dann besah er es nochmals von allen Seiten, um sich zu überzeugen, daß er sich nicht geirrt, und es ward ihm jetzt zur Gewißheit, daß Greti seine Jugendliebe gewesen. Langsam hing er das Bild wieder an seinen Platz. Jetzt wartete seiner eine schwere Aufgabe, die, sich nicht zu verrathen, denn niemals durfte das Mädchen erfahren, daß er jener Trommler war, der ihr seine Liebe in so aufdringlicher Weise kund gethan. Sie würde ihn verlachen und das — er fühlte es deutlich — das hätte er nicht ertragen können. Dann aber kam ihm ein anderer Gedanke. Greti war ledig, trotzdem sie die Tochter eines reichen Bürgers. Ihr konnte es an Freiern nicht gefehlt haben. Wenn sie ihm in ihrem Herzen treu geblieben, wenn sie um seinetwillen ledig geblieben wäre? Aber nein, das war es gewiß nicht. Er war ja ein armer Schlucker, ein Trommler, weiter nichts. Sie hatte ihn gewiß längst vergessen!

Jetzt ertönte die Hausglocke. Rasch fuhr er sich mit dem Rockärmel über die Augen, denn dieses unerwartete Wiedersehen hatte ihm wirklich die Augen naß gemacht.

»Nimm Dich zusammen, alter Schwede! Verrathe Dich nicht!« sprach er zu sich. Dann ging er festen Schrittes, den Ankommenden zu öffnen.

Sowohl Dochterl, wie seine Tochter, waren mit Packeten und Düten bepackt. Dem Ersteren ragte überdies noch der Hals einer Weinflasche aus dem zugeknöpften Rocke hervor. Sie baten Herrn Dohn um Verzeihung, daß sie so lange weggeblieben und Einer suchte die Schuld auf den Andern zu schieben. Der Vater berichtete, daß Greti in allen Delikatessenhandlungen herumgewählt habe, um das Exquisiteste für den Abendtisch auszusuchen, und die Tochter beschuldigte den Vater, zu keinem Entschlusse gekommen zu sein, was dieser wieder als pure Verleumdung hinstellte. Während Rede und Gegenrede so hin- und herflogen, wurde das Mitgebrachte appetitlich auf einer Porzellanplatte geordnet, der Tisch gedeckt und Alles zu einer gemüthlichen Abendmahlzeit hergerichtet. Dochterl versicherte seinem Freunde wiederholt, wie sehr es ihn freue, daß derselbe seine Einladung angenommen.

Jetzt erst bemerkte er, daß Nazl, der Lehrbube, nicht an seinem Platze war.

»Verzeihen Sie, Herr Tochter!«, entschuldigte ihn Cäsar, »ich schickte ihn fort, mir einige Havannas zu holen. Er muß jeden Augenblick zurück sein.«

»Der Schlingel weiß nichts von Augenblicken, wenn ein Feiertag im Kalender steht«, raisonnirte Tochterl in seiner gutmüthigen Weise.

Cäsar schaute etwas verlegen aus seine Uhr. Nazl war wirklich schon übermäßig lange fort, dennoch, das wußte Cäsar, würde er sobald nicht zurückkommen. Aber Tochterl dachte schon nicht mehr an den Jungen.

»Ah, Sie haben sie schon?« sagte er, die Uhr betrachtend. »Ein schönes Stück!«

»Sie ist ein Geschenk des Offizierscorps an mich«, erklärte Cäsar selbstbewußt. »Die Herren wußten meinen Werth zu schätzen.«

»Ich verkehre gerne mit berühmten Männern«, entgegnete Tochterl respektvoll, und als nun Greti verkündete, dass Alles bereit sei, lud er seinen Gast höflich ein, am Tische Platz zu nehmen.

»Ich mache von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch«, erwiderte Cäsar ebenso höflich und ließ sich mit glänzenden Augen auf dem ihm angewiesenen Platze zwischen den beiden Gastgebern nieder. Greti präsentirte ihm die Platte und Tochterl schenkte die Gläser voll.

»Lassen Sie sich's schmecken!« ermunterte er den Gast.

»O, es ist Alles exquisit!« versicherte dieser, und von allen Seiten wurde dem Vorgesetzten wacker zugesprochen.

»Der Nazl ist halt noch immer nicht da!« bemerkte der Hausherr nach einiger Zeit. »Wie lange ist es denn schon, daß Sie ihn fortgeschickt?«

»O, es mag ungefähr eine halbe Stunde sein«, erwiderte Cäsar, auf seine Uhr blickend.

»Was haben Sie denn da für ein Anhängsel?« fragte Tochterl, ein silbernes Ringlein bemerkend, das an der Uhrkette hing.

»Das ist das Kleinod meines Lebens«, berichtete Cäsar.

»So, das ist das gewisse Kleinod, das »hin zu sein« drohte«, sprach der Seifensieder lächelnd.

»Es wäre für mich ein unersetzlicher Verlust gewesen«, betheuerte Cäsar, »denn an dieses Stück knüpft sich die schönste Seite im Buche meines Lebens.«

»Können Sie diese Seite vorlesen, ohne daß wir dabei erröthen müssen?« fragte Tochterl, verbindlich lächelnd.

»O, das wohl, Herr Tochter!«, entgegnete Cäsar in großer Verlegenheit, »aber Sie werden verzeihen ... es ist eine ganz seltsame Geschichte ...«

»Die sich hieran knüpft? Schau, schau, wer dächte das von dem kleinen Ringl! Das schau' Dir einmal genau an, Greti, das ist merkwürdig!«

Greti's Neugierde war nun auch geweckt.

»Sie erlauben?« sagte sie und griff nach dem Ringe an der Uhrkette Cäsar's, um sich das Wunder genauer zu betrachten.

Im ersten Augenblicke wollte Cäsar die Kette mit heftigem Rucke zurückziehen, aber er besann sich rasch und hoffend, daß Greti dem Gegenstande nicht allzu große Aufmerksamkeit widme, reichte er ihr nun selbst die Kette hin.

Mit stockendem Athem wartete er die Wirkung dieser Besichtigung ab.

Greti hatte auch in der That nur einen flüchtigen Blick auf den Ring geworfen, mehr fast aus Höflichkeit, als aus Interesse. Plötzlich aber wurde sie zuerst blaß, dann glühend roth und unter dem Ausrufe: »Jes', Mari und Josef!« starrte sie wie geistesabwesend auf den silbernen Ring mit dem rothen Stein.

»Was hast Du denn?« fragte Tochterl, sie überrascht anblickend.

Greti hatte sich schon wieder gefaßt.

»Ich weiß nicht, das Ringl hat so was an sich, so etwas Seltsames«, antwortete sie, dasselbe noch immer betrachtend.

»Ein seltsames Ringl mit einer seltsamen Geschichte, das fängt an, mir seltsam zu werden«, versetzte Tochterl. »Möchten Sie mir die Geschichte nicht erzählen? Sie interessirt mich.«

»Sie auch, Fräulein Greti?« fragte Cäsar.

»Gewiß. Ich möchte wissen, wie Sie zu dem Ringe kamen?« gab diese zur Antwort.

Cäsar Dohn sah ein, daß das Verhängniß stärker war, als er. »So hören Sie!« sagte er, sich mit einem tiefen Seufzer in sein unabwendbares Geschick ergebend, und er begann die Erzählung seiner ersten Liebe. Greti hörte mit größter Aufmerksamkeit zu, desgleichen Herr Tochterl, der sich bei der Erzählung ungemein amüsierte.

»Sie Tausendsasa!« rief er ein über das anderemal, »Sie Herzenstrommler! Trommeln? Ein Ständerl trommeln? Das ist allerdings seltsam.«

»Vater, lass' Herrn Dohn reden!« bat Greti.

Sie zweifelte keinen Augenblick mehr, daß dieser ihr geliebter Julius sei, obwohl sie sich nicht erklären konnte, wie er jetzt Cäsar heißen könne.

»Das Mädchen war allerliebste«, versicherte dieser. »Ihr gehörte mein Herz für's ganze Leben.«

»O, da hören S' auf!« rief Tochterl ungläubig.

»Nun, es wäre eine Schande für alle Tambour — majors — wollte ich sagen, wenn ich nie wieder charmirt hätte«, meinte Dohn. »Aber so was man die Poesie der Liebe nennt, Sie verstehen, die Poesie — das fühlte ich seit jener glücklichen Tambourszeit nie mehr.«

»Und von dieser »Poesie« haben Sie das Ringl?«

»Ja, von ihr erhielt ich dieses Kleinod meines Lebens. Zum Danke dafür trommelte ich ihr das Ständchen vor. Leidenschaft, Schmerz, Liebe, Alles wirbelte ich durcheinander, und es erweckte Echo, nicht im Herzen der Geliebten, sondern — in der Kaserne. Trompeten- und Trommel-Signale ertönten plötzlich auf allen Seiten, man hatte mein Trommeln für Feuerlärm gehalten, die Ordonnanzen flogen hin und her, und ich flog auch — auf die Stockwacht in Arrest. Man hatte umsonst die Brandstätte gesucht, sie wäre nur in meinem Herzen zu finden gewesen. Dort sie zu suchen, nahm sich Niemand die Mühe, nicht einmal Diejenige, für welche es brannte. Sie war von diesem Abend an verschwunden. Aber ich habe seitdem nie wieder wahr geliebt.«

»Das glaubt Ihnen kein Seifensieder!« rief Tochterl. »Aber das Lied möcht' ich hören. Können Sie es noch?«

»Ob ich's noch kann!« versetzte Cäsar. »So etwas vergißt man nicht.«

»Also her mit der Trommel!« rief Tochterl, die kleine Trommel von der Wand nehmend, auf welcher er so oft seinen Vögeln vortrommelte, und sie dem Gaste umhängend.

Dieser ergriff die Schlägel.

»O, daß es meine Geliebte hören könnte!« sagte er schwärmerisch. »Mir ist's, als wäre sie mir geistig nahe.«

»Aber jetzt ist sie halt um so und so viele Jahre älter«, warf Greti ein.

»In meinem Herzen wird sie niemals alt«, war die galante Antwort und ein langer, zärtlicher Blick traf die Geliebte. Dann schlug er einen kurzen Trommelwirbel und begann zu singen:

»Liebchen, schläfst Du schon zur Nacht,
Lass' noch nicht die Wimpern sinken,
Weil die gold'nen Sterne blinken,
Liebe, treue Liebe wacht.«

Ein Trommelwirbel bestätigte dieses Wachen der Liebe:

»Liebchen, schlaf' noch nicht zur Nacht,
Horch, der Trommel Laute klingen,
Und der Liebe Töne dringen
Zu Dir auf mit Macht, mit Macht!«

Diese Worte hatte ein schwacher Marsch begleitet, dessen Töne gegen das Ende mächtiger anschwellen.

»Liebchen, Fenster aufgemacht!
Kommst Du nicht, greif' ich zur Leiter,
Trommle weiter noch und weiter,
Bring' Dir selber gute Nacht!«

Aber bei diesem letzten Verse schlug die Trommel zum Sturm, als gelte es eine richtige Attacke und der Sturm war nicht abgeschlagen worden, die Festung hatte kapitulirt, denn nachdem Cäsar geendigt, rief Greti voll Entzücken: »Für dieses Lied könnte ich Sie umarmen!«

»Meine Arme sind offen!« entgegnete Cäsar, glücklich lächelnd.

Aber Greti begnügte sich damit, ihm die Hand zu reichen.

»Sie haben mich wieder erkannt?« flüsterte sie dabei.

»Durch jenes Bild«, entgegnete Cäsar, vor Rührung schluchzend, während auch aus Greti's Augen ein paar Thränen perlten.

Dochterl schaute der Szene verwundert zu.

»Was ist denn das?« sagte er. »Sie weinen? Und meine Greti flennt auch?«

»Ach Vater, Berg und Thal kommen nicht zusammen ...«

»Und deshalb flennt ihr?«

»Aber die Menschen kommen zusammen«, vollendete Greti.

»Wollen Sie mir endlich erklären, Herr Dohn ...«

Dochterl's Frage wurde durch heftiges Schellen an der Hausglocke unterbrochen, das sich in kurzen Zeiträumen ein paarmal wiederholte.

»Nun, nun, wer spektakelt denn da so?« rief Dochterl. »Der Nazl, der Lausbub, ist immer noch nicht da und die Köchin scheint auch auf den Ohren zu sitzen. Greti, sieh nach, wer es ist.«

Greti kam der Aufforderung ihres Vaters nach. Aber vorher hatte sie Cäsar noch einen Blick zugeworfen, der etwa ausdrücken wollte: Sage ihm Alles! Und Cäsar schickte sich auch sofort an, nach ihrem Willen zu handeln.

»Herr Dochterl!« begann er feierlich.

»Herr Dohn?« echote der Angesprochene.

»Es gibt Verhältnisse im Leben«, fuhr Cäsar fort, »die uns glauben lassen, daß Bestimmungen — ich meine — Herr Dochterl, Sie haben mir das Kleinod meines Lebens wieder verschafft — halten Sie mich nicht für ungenügsam und unbescheiden, wenn ich es wage, Ihre Großmuth in noch großartigerer Weise in Anspruch zu nehmen.«

Dem Seifensieder ging jetzt ein Licht auf.

»Machen Sie doch nicht so viele Umstände«, sagte er. »Sie brauchen halt nochmal fünfzig Mark?«

»Mehr, Herr Dochterl, weit mehr möchte ich mir erbitten —«

»Also hundert —«

»Das ist schon viel«, meinte Cäsar. »Aber aus dem Erröthen meiner Wangen werden Sie sehen, daß —«

»Ich sehe gar nicht, daß Sie roth sind«, unterbrach ihn der Andere.

»So bin ich erblaßt? Der Wechsel von Unglück und nie geahntem Glück ...«

»Machen Sie's kurz«, versetzte Dochterl ungeduldig. »Um wie viel wollen Sie mich denn anpumpen?«

»Anpumpen?« rief Cäsar entrüstet. »Wie können Sie denken, Herr Dochterl, daß ich das schon wieder wagen würde! Nein, bester Herr Dochterl! Aber Diejenige, von der ich dieses Ringlein erhielt, ist — Fräulein Greti.«

»Wa—a—s?« rief Dochterl »Jetzt Sie — das ist aber merkwürdig!«

»Sie war die Sonne meines jungen Tambourlebens«, erklärte Cäsar weiter, »sie gab mir das Kleinod meines Lebens ...«

»Halten Sie ein mit Ihrer Schwärmerei!« unterbrach ihn der Seifensieder. »So was von einem pensionirten Tambourmajor! Oder was sind Sie noch von wegen des Fracks? Archivar oder was für ein Ar?«

»Bitte, Ceremoniar!« berichtigte Cäsar. »Das ist etwas, was nicht Jeder sein kann, denn dazu gehört natürliche Anlage. Doch um wieder auf unser Thema zu kommen ...«

Er konnte nicht weiter sprechen. Greti eilte, gefolgt von Fritz, in's Zimmer. Letzterer sah sehr bestürzt aus.

»Sie suche ich, Herr Dohn«, sagte er, auf diesen zuschreitend. »Ich erfuhr soeben, daß Felseck's Wunde tödtlich sei, daß man eine Ordonnanz nach mir ausgeschickt hat, wahrscheinlich, um mich zu arretiren.

Was wissen Sie?«

»Ich?« erwiderte Cäsar. »Von dem weiß ich nichts, das ist wieder etwas Neues! Ich bin ganz perplex!«

»Ich auch; ich bin auch perplex!« setzte Meister Tochterl hinzu. »Zuerst heißt's, er ist todt und Du entflohen, dann wieder, nichts ist an der ganzen Sache und jetzt geht der Schrecken von neuem an. Da soll gleich das Donnerwetter ...«

»Aber Herr Dohn sagte doch, es sei keine Gefahr?« warf Greti ein.

»Natürlich. Der Bediente des Barons hat es selbst zu mir gesagt«, versicherte Cäsar. »Wäre ich denn sonst so seelenvergnügt gewesen? Aber wenn das wahr ist, dann heißt es handeln; Sie müssen fliehen, sich in Sicherheit bringen.«

»Eine peinliche Untersuchungshaft ist mir allerdings schrecklich«, bekannte Fritz, »aber ...«

»Sie brauchen Geld, ohne Verzug?« unterbrach ihn Dohn. »Hier — ach so! ich hab meine Börse im anderen Beinkleid. Aber hier, Herr Fritz, nehmen Sie meine Uhr! Es ist Alles, was ich im Augenblick habe.«

»Nein, nein«, rief Tochterl abwehrend, »ich gebe ihm schon das nöthige Geld!«

»Habt Dank!« entgegnete Fritz, »aber so ist es nicht gemeint. Ich kann und will nicht entfliehen, denn ich wäre ja zugleich Deserteur! Ich bin entschlossen, mich sofort selbst zu stellen. Größere Qual macht mir die Nachricht, die mir durch Hilda's Bruder zukam. Er sagte mir, Sie hätten in Gegenwart seiner Schwester geäußert, Felseck hätte nur in reeller Absicht gehandelt. Woher wissen Sie das? Ist es nur eine Vermuthung von Ihnen? Sprechen Sie? Befreien Sie mich von dieser gräßlichen Ungewißheit. Es war sicher nur so eine tolle Papperei?«

»Touschiren Sie mich nun?« entgegnete Cäsar. »Eine Papperei, meinen Sie? Toll ist's freilich gegangen. Ich schrie es Ihnen ja aus vollem Halse nach: Er liebt sie! Aber Sie stürzten rapidi capidi davon und hörten nicht mehr. Und als ich von dem Duelle hörte, da sagte ich: prost Mahlzeit! Und flog — ja, flog in die Kaserne, Sie zu warnen, aber es war zu spät.«

»Also, was wissen Sie von Felseck?« fragte Fritz in höchster Ungeduld.

Da schellte es wieder.

»Jes', ein Gendarm!« rief Greti.

»Arretiren lass' ich mich nicht!« sagte Fritz rasch. »Ich will mich selbst stellen.«

»So verstecke Dich einstweilen da hinein«, sagte Tochterl, ihn eilig in das Nebenzimmer schiebend. »Ich werde mit dem Gendarm schon fertig.«

Dann ging er, um die Hausflur selbst zu öffnen.

»Retten Sie ihn! Berathen Sie mit ihm!« bat Greti den Ceremoniar und dieser verschwand alsbald ebenfalls im Nebenzimmer.

Doch die Angst war umsonst gewesen. Meister Tochterl kam rückwärts schreitend zur Thür herein, ihm folgte Nazl, der Lehrbub, in angeheitertem Zustande singend:

»Denn so wie du, so lieblich und so schön,

Kind, glaube mir, war keine der Feen.«

»Du Hallunke!« schrie Tochterl, einen Trommelschlegel ergreifend, »ich will Dich so lieblich und so schön durchprügeln.«

Nazl lief um den Tisch herum.

»Herr Meister«, rief er, »das steht nicht in der Partitur. Hier sind die sechs Rauchdusie für Herrn von Dohn. Aber schlagen Sie ein Plakat an, daß hier das Rauchen verboten ist, sonst steh' ich für nichts!«

»Schicke ihn lieber wieder fort!« flüsterte Greti dem Vater zu. »Wir können ihn jetzt nicht brauchen.«

»Du hast Recht«, entgegnete dieser ebenso, und indem er sich zur Freundlichkeit zwang, sagte er zu dem Lehrjungen: »Nazl — g'scheit, Du kannst noch spazieren gehen.« Dann setzte er in befehlendem Tone hinzu: »Mach', Schlingel, daß Du weiterkommst. Da hast Du einige Nickel; jetzt verschwinde!«

»Viktoria!« rief Nazl, der nicht recht wußte, wie ihm geschah. »Von nun an wird nur mehr gesungen!« Und dem Meister eine Kußhand zuwerfend, sang er:

»So leb' denn wohl, Du altes Haus ...«

Jetzt aber wurde Tochterl ernstlich böse; doch Nazl war schon zur Thür hinaus.

Cäsar benutzte das kurze Alleinsein, um Fritz von des Barons edlem, ehrlichem Charakter und seinen Hoffnungen und Absichten in Bezug auf Marianne zu überzeugen und Fritz bedauerte nur lebhaft, das nicht früher gewußt zu haben, denn nun hatte er, wie er sagte, auch noch Mariannens Glück auf dem Gewissen.

Beide waren, nachdem sie sich von der Grundlosigkeit ihrer Befürchtungen überzeugt, wieder zu Tochterl und Greti ins Wohnzimmer getreten und man hatte eben beruhigt wieder um den Tisch Platz genommen, als sich die Thür öffnete und ein Dienstmann eintrat.

Nazl hatte bei seinem Weggehen die Hausthüre zu schließen vergessen.

»Ist der Einjährig-Freiwillige Herr Breitsamer da?« fragte der Dienstmann, »ich habe ihm einen Brief von größter Wichtigkeit zu überbringen.«

»Ja, ja, ich bin der, den Sie suchen!« sprach Fritz, aufstehend.

Der Mann überreichte ihm einen Brief, den er hastig erbrach. Er glaubte nichts anderes, als es sei eine schlimme Botschaft. Doch seine Mienen erheiterten sich zusehends von Sekunde zu Sekunde und auch auf den Gesichtern der Uebrigen verlor sich der Ausdruck des Schreckens, als Fritz zu dem Mann sagte: »Ich lasse Herrn von Grander herzlich danken.«

Der Dienstmann entfernte sich.

Der Brief brachte die vollständig beruhigende Nachricht, daß Felseck außer Gefahr sei.

»Nun also!« rief Tochterl, »das war ein unnöthiger Schrecken. Erhole Dich davon und iß und trink mit uns.«

»Niemand wird glücklicher sein, als Fräulein Hilda«, meinte Greti. »Sie war ganz trostlos.«

»Desto unglücklicher ist vielleicht meine Schwester«, sprach Fritz düster, »und ich trage die Schuld daran!«

»Mein Gott, es läßt sich Manches ändern auf der Welt!« tröstete Greti.

»Das sag' ich auch!« fiel Cäsar ein. »Verlobungen lassen sich rückgängig machen.«

»Nein, nein«, rief Tochterl, »das darf nicht sein! Das gäbe eine Familienfeindschaft. Das dürft Ihr meinem lieben Freund Wehringer nicht anthun!«

»Wenn aber Fräulein Marianne unglücklich wird?« warf Cäsar ein.

»Wer da Rath wüßte!« seufzte Fritz.

»Wer? Ich!« sprach Cäsar entschlossen.

»Sie?« fragten Alle.

»Ja, ich. Ich werde lösen und binden. Das bin ich meinem Gönner schuldig.«

»Wenn Sie's zuwege bringen ohne die geringste Feindschaft, dann, dann ...« sagte Tochterl.

»Dann?« fragte Cäsar.

»Dann könnte sein, daß ich mich an einen gewissen Pump erinnere ... Sie wissen schon ...«

»Ob ich's weiß!« entgegnete Cäsar. »Ich werde die Aufgabe mit Schlaueit und Würde, mit Anstand zu Ende führen, wie es einem Zeremoniar geziemt.«

»Mich würden Sie sich zeitlebens verpflichten«, betheuerte Fritz. »Darf ich darauf zählen?«

»Zweifeln Sie nicht!« versetzte Cäsar mit siegesbewußter Miene. »Mir winkt ein Lohn, um den ich Alles wage.« Er blickte Greti vielsagend an, die lächelnd die Augen zu Boden schlug.

»Eine Frage!« sagte sie schüchtern. »Sie hießen doch einmal — damals — Julius?«

»Ich heiße Julius Cäsar«, erklärte Dohn. »Mein Vater hielt sehr auf die beiden Namen. Er war in seiner Jugend auf der Wanderschaft als Schneidergeselle in Rom gewesen und ich glaube, sein dortiger Prinzipal hieß Julius Cäsar. So wurde auch ich getauft. In der Kaserne hieß man mich kurzweg Julius. Später ließ ich den Julius weg und nannte mich Cäsar.«

Diese Erklärung war einfach und leicht begreiflich, Greti war damit zufrieden.

Inzwischen war es für Cäsar und Fritz Zeit zum Aufbruch geworden.

Der Abschied war ein sehr umständlicher. Vater und Tochter gaben den Gästen das Geleite über die Treppe hinab bis zum Hausthor. Als Tochterl öffnete, fiel ihm der an die Thür gelehnte, wie es schien, halbschlafende Nazl in die Arme. Der Meister wollte zwar schelten, aber die Heiterkeit der Uebrigen steckte ihn an und er lachte mit ihnen. Die beiden Gäste traten den Heimweg mit getheilten Gefühlen an, der Eine selig vor Glück, der Andere voll bitterer Selbstanklagen. Greti aber sagte zum Vater:

»Bring' den armen Nazl ins Bett, Vater, und lass' ihm nichts entgelten. Es war ja heut' ein besonders merkwürdiger Tag.«

XI.

Julius Cäsar Dohn, welcher die Meinung haben mochte, die Erfüllung seiner sich selbst gestellten Aufgabe bestünde nur darin, einfach Herrn Wehringer junior zum Verzicht auf Mariannens Hand zu bewegen, da Baron Felseck ältere Rechte habe, ward sehr unangenehm berührt, als er am anderen Morgen Ernst im Reisekostüm in den Garten treten sah, um sich von seiner Braut auf mehrere Tage zu verabschieden. Er hatte eine kleine Geschäftsreise zu machen und wollte bis zum Ende der Woche zurück sein, denn für den nächsten Sonntag hatten seine Arbeiter sich die Ehre ausgebeten, dem jungen, in das Geschäft eingetretenen Herrn zu Ehren ein Waldfest bei Pullach abhalten zu dürfen.

Marianne hatte sich mühsam wieder gefaßt. Sie war soeben daran, die nöthigen Vorbereitungen für die zum Unterrichte kommenden Mädchen zu machen, als Ernst sie freudig begrüßte und, da die Zeit drängte, sich mit wenigen herzlichen Worten verabschiedete.

Marianne gab sich alle Mühe, dem Freunde ihre innere Bewegung zu verbergen. Sie reichte ihm auf seine Bitte eine Rosenknospe, die er sich in das Knopfloch steckte, wobei er ihr abermals betheuerte, wie glücklich er sich fühlte, und ihr versprach, auf der Reise nur ihrer zu gedenken.

Marianne konnte sich bei dieser liebevollen Sprache der Thränen nicht enthalten. Ernst deutete dieselben anders und drückte ihr gerührt die Hand.

Cäsar sah den Abschied der Beiden vom Fenster seines Stübchens aus mit an und eine innere Stimme warnte ihn, sich in Sachen zu mischen, die ihn nichts angingen. Diese Stimme sprach noch lauter, als er später im Garten der Großmutter begegnete, welche heute ein gar fröhliches Gesicht machte. Die dunklen Wolken am Horizonte ihres Glückes waren ja verschwunden, sie hatte heute an nichts zu denken, als an das Glück ihrer Enkel.

Vater Breitsamer war seit frühestem Morgen wieder auf der Fahrt und so war Alles in diesem friedlichen Heim wieder im gewohnten Gange. Nur in Cäsar's Herzen war eine Art Anarchie eingezogen. Die plötzliche Entdeckung seiner Margarethe, die fast unglaubliche Thatsache, daß diese ihm die viele Jahre hindurch Liebe und Treue bewahrt, hatten ihn beinahe aus dem Geleise gebracht. Oft meinte er, es sei nur ein neckischer Traum und er mußte sich an der Nase fassen, um sich zu überzeugen, daß er wirklich wache. Sein kleiner Spiegel war seit Jahren nicht so viel in Gebrauch gewesen, wie dies heute der Fall. In seiner kleinen Stube duftete es nach ungarischer Bartwischse, mit welcher er seinen langen Schnurrbart behandelte, und mit besonderer Sorgfalt wurde das schwarze Halstuch unter dem weißen Hemdkragen geknüpft. Beim Gehen wiegte er sich mit großem Selbstbewußtsein in den Hüften, so daß die Großmutter zu ihm sagte:

»Herr Cäsar, Sie kommen heut' daher wie ein Stutzer. Ich trau' mir kaum, Ihnen ein Haferl Kaffee anzubieten.«

»O, trauen Sie sich nur, Großmütter!«, entgegnete Cäsar heiter. »Ich möchte Sie nicht kränken.«

Während er den Kaffee schlürfte, erzählte er der Alten die Begebenheiten des gestrigen Abends.

»Siehst es, siehst es!« rief die alte Frau, »das is a richtige B'stimmung. I gratulir! Da gibt's a zweite Hochzeit.«

»Ich bin am Ende doch schon zu weit vorgerückt im Alter!« warf Cäsar ein in der Hoffnung, das Gegentheil bestätigt zu hören.

»No' mei', a heuriger Has san's freili nimmer«, versetzte die Alte, »aber Sie stell'n schon noch was vor.«

»Mein Herz ist noch jung!« versicherte Cäsar schwärmerisch.

»Natürli«, meinte die Frau, »'s Herz bleibt immer jung, wenn ma's jung erhalt'.«

Die Zeit war da, zu welcher Cäsar in den Salon zu gehen hatte. Er empfahl sich.

»Abends auf Wiedersehen!« sagte er.

»Bis dahin wachsen schon etliche Radi in dem Beet dort«, versprach die Alte.

»Sehen Sie«, sprach Cäsar, »der Mensch hält Vieles für unmöglich und es ist Wirklichkeit. So geht's mit den Rettichen dort, so ging's mit der Liebe. Es ist eine wunderbare Welt.«

»Aber es muß halt wer helfen, daß die Wunder wirken«, lachte die alte Frau neckend.

»Ach — ja so!« machte Cäsar. Jetzt plötzlich ging ihm ein Licht auf und es ward ihm klar, daß seine Rettiche nicht von selbst so schnell wachsen konnten. Er schämte sich wohl seiner Leichtgläubigkeit, aber er ließ sich's nicht merken.

»So dank' ich Ihnen im voraus für Ihr Wunder!« sagte er lächelnd. »Abends auf Wiedersehen! Ich danke Ihnen, wohlthätige Fee!«

Die alte Frau blickte dem sich Entfernenden vergnügt nach.

»Gut is er, aber a bisl tappi!« meinte sie. »No, dös macht nix; die Greti is dafür umso resoluter. Weil nur die G'schicht' mit 'n Fritzl nit so heiß is, wie's anfangs 'kocht war. Gottlob, daß dengerst die Schaferl Recht b'halten hab'n.« —

Fritz war freilich in einer weniger fröhlichen Stimmung, als die gute Großmutter Er machte sich heftige Vorwürfe, durch sein voreiliges Eingreifen vielleicht ein großes Unheil angerichtet zu haben. Er hatte einen Ehrenmann, der ihm bis jetzt ein zwar strenger, aber gerechter Vorgesetzter gewesen, der sich beim Zweikampfe so ritterlich und Achtung gebietend gegen ihn betragen, auf eine unverzeihliche Weise verletzt. Aber wie konnte er auch denken, daß ein adeliger Offizier im Ernste daran denke, seine Schwester, die Tochter eines Kondukteurs, zu heiraten. Unter solchen Anklagen und Entschuldigungen schlug er nach beendigtem Dienste den Weg nach der Wohnung des Barons ein, wohin der Letztere noch gestern Abends gebracht worden war. Er hatte seinen Gegner einladen lassen, ihn zu besuchen.

Der Diener Felseck's führte Fritz sofort in das Zimmer des Verwundeten. Dieser lag zu Bette, hatte einen Eisbeutel an der Wunde befestigt und rauchte eine Cigarre.

»Herr Hauptmann haben befohlen!« sagte Fritz in militärischer Haltung.

Felseck aber reichte ihm die Hand, indem er sprach: »Bitte, ich habe nichts mehr zu befehlen. Ich freue mich, meinen tapfern Sieger die Hand reichen zu können. Es bedarf keiner Erörterung. Sie haben als Anwalt Ihrer Schwester nur Ihre Pflicht gethan. Bitte, setzen Sie sich zu mir und lassen Sie uns ein wenig plaudern. Zünden Sie sich eine Cigarre an.«

Fritz that, wie ihm geheißen worden.

»Es ist mir eine Beruhigung, daß Herr Baron den Standpunkt, welchen ich einnehmen mußte, zu würdigen wissen. Meine Schwester ist der Stolz und die Freude unserer Familie. In unserem Hause herrscht Arbeit und Ehrbarkeit. Es ist ja das der einzige Reichtum kleiner Leute.«

»Ich schätze ihn höher, als Geld und Gut«, versicherte Felseck.

»So werden Herr Baron um so leichter ermessen, wie ich über die Ehre meiner Schwester wachen mußte. Sie wissen, wie die Herren Kavaliere sich nicht scheuen, oft die glücklichsten Familienverhältnisse zu zerstören.«

»Die Studenten nicht auch?« warf Felseck lächelnd ein.

»Ich nehme auch diese nicht aus«, bekannte Fritz.

»Nehmen Sie überhaupt Niemanden aus«, versetzte Felseck. »In jedem Stande gibt es gewissenlose Leute. Aber wir leben in einer Zeit, wo jedes Mädchen seine Ehre wahren kann. Es darf nur dem Angreifer durch ein tadelloses Verhalten den nöthigen Widerstand entgegensetzen. Eine richtige Erziehung und der weibliche Stolz werden jedem das Rechte finden lassen.«

»Wenn man sich aber unter Verschweigung von Namen und Stand die Neigung eines Mädchens zu gewinnen sucht?« fragte Fritz.

»Nun ja, das ist mein Fall«, antwortete Felseck. »Aber gerade weil ich wußte, daß jenes Mißtrauen, dem Sie soeben Ausdruck gegeben, gegen uns vorherrscht, wollte ich nicht schon beim ersten Begegnen das Vertrauen Ihrer Schwester in mich erschüttern. Als ich dann erkannte, daß wir uns wohl für's Leben verständen, da war mein Entschluß gefaßt, sie mir als Gattin zu gewinnen. Ich dachte daran, den Dienst zu quittiren und mich ganz der Kunst zu

widmen. Da kam ich durch den Tod meines Veters in den unerwarteten Besitz der Familiengüter und nun war kein Hinderniß mehr vorhanden, meinen Herzenswunsch zu ermöglichen.«

Er erzählte nun dem jungen Manne, wie er im Begriffe, Mariannens Spur zu suchen, durch einen Zufall in sein Haus gekommen, und schilderte ihm das Gefühl, welches er beim Zusammensturz all' seiner schönen Hoffnungen empfunden. Er hoffte in jenem Augenblicke nur mehr auf eine mitleidige Kugel, die diesem elenden Zustande ein Ende machte.

»Doch Sie wählten krumme Säbel«, schloß Felseck, »und so bin ich jetzt ein doppeltes Opfer Ihrer Familie geworden. Ein Opfer zu sein, ist aber immer das Schmähhchste, was einem Menschen begegnen kann. Ihnen wird es nun obliegen, mich wenigstens vor Ihrer Schwester zu rechtfertigen.«

Fritz war, obwohl von dem Stande der Dinge schon unterrichtet, durch diese Bekenntnisse doch auf's neue erschüttert. Er betheuerte dem Baron, wie sehr er diese unglücklichen Vorgänge bedauere und wie viele Vorwürfe er sich schon über sein eiliges Vorgehen gemacht.

»Das ist nun zu spät«, sagte der Baron. »Der Teufel hole die Mißverständnisse und Vorurtheile! Da träumt man sich in eine goldene Zukunft hinein und erwacht als ein getäuschter Narr. Man baut und baut, und wenn man glaubt, das Gebäude ist unter Dach, da bricht ein Pfeiler und das ganze Werk kracht zusammen.«

»Sollte sich ein solch' zusammengestürztes Gebäude nicht doch wieder aufrichten lassen?« so sagte Fritz sinnend und Cäsar's Gedanken auffassend.

»Sie meinen?« fragte der Baron. »Aus einem eingestürzten Bau wird doch schwerlich mehr etwas Gescheites. Ich bin Soldat. Wir Soldaten müssen bereit sein, jeden Augenblick das Leben und mit ihm Alles, was uns lieb und werth ist, herzugeben; wir müssen auch einen Herzensverlust zu ertragen wissen. Eines freilich macht diesen Verlust, wenn möglich, noch bitterer: daß ich diesen köstlichen Schatz an einen Juden verlor.«

»Sagten Sie nicht vorhin selbst: der Teufel hole die Vorurtheile«, erwiderte Fritz.

»Sie haben Recht!« gab der Baron zu. »Aber man lebt sich in diese Vorurtheile hinein, ohne sich darüber eine Verantwortung zu geben; sie wachsen, sozusagen, mit uns auf.«

»Ernst Wehringer ist ein braver, ein Ehrenmann.«

»Ich glaube es Ihnen und es beruhigt mich«, sagte der Offizier. »Zu meiner Entschuldigung mag angeführt sein, daß mein Vater angeblich durch einen Juden sein Vermögen verlor. Allerdings mögen derartige Anklagen meist nur Entschuldigungen der eigenen Mißwirthschaft sein. Ich aber verliere jetzt durch einen Juden mehr als Gut und Reichthum — Marianne — und mit ihr den schönsten Traum für meine Zukunft.«

Der Diener meldete die Ankunft des Arztes. Fritz erhob sich, um Abschied zu nehmen.

»Ich werde mich freuen, wenn Sie mich recht oft befuchen«, sagte der Baron, dem jungen Manne die Hand reichend.

»Wenn Sie wüßten, wie sehr ich bedaure, Herr Baron«, sprach Fritz mit thränenfeuchten Augen.

»Nichts mehr davon!« wehrte Felseck ab. »Ich danke Ihnen für Ihren Besuch. Auf baldiges Wiedersehen!«

Fritz entfernte sich mit dem Wunsche:

»O könnte ich Alles ungeschehen machen!«

XII.

Fritz hielt es nach reiflicher Ueberlegung für das Beste, der nun einmal verfehlten Sache ihren freien Lauf zu lassen und Mariannens Gemüth durch die neuen Enthüllungen nicht noch mehr zu betrüben. Er untersagte deshalb Cäsar auf's Strengste, mit ihr über Baron Felseck zu sprechen und sich aller Bemühungen, die Verlobung rückgängig zu machen, zu enthalten. Bald sah er jedoch ein, daß Marianne sich unglücklich fühle und auf vieles Zureden Cäsar Dohn's ließ er sich herbei, dessen Plan zu unterstützen, der darin bestand, Marianne mit Felseck, ohne daß es Beide ahnten, zusammenzuführen und ihnen so Gelegenheit zu geben, sich nochmals gründlich auszusprechen. Dies, gab Cäsar vor, würde auf Beide beruhigend wirken. Er hatte dabei freilich noch einen geheimen Zweck, den er dem Bruder Mariannens wohlweislich verschwieg.

Der Plan sollte bei Felsecks's erster Ausfahrt zur Ausführung kommen Dieser konnte, da seine Wunde auffallend rasch heilte, schon am darauffolgenden Samstag stattfinden. Felseck beabsichtigte, so bald als nur immer thunlich, auf sein vererbtes Schloß zu ziehen, das sich in hochromantischer Lage an der Donau befand. Da er nun während seiner Krankheit oft seine Blicke nach dem kleinen, aber nur halb vollendeten Landschaftsbildchen wendete, das er an jenem Tage begann, als er Marianne zum ersten Male, als Isarnixe, begrüßte, so ward in ihm der Wunsch rege, dieses Bildchen an Ort und Stelle zu vollenden. Es sollte ihn als schöne, wenn auch wehmüthige Erinnerung in das neue Heim begleiten.

Zu dieser ersten Fahrt lud er Fritz ein, der alle Tage zu ihm gekommen und ihm ein sorgfältiger Krankenwärter gewesen war. Cäsar, der gleichfalls öfter bei seinem früheren Gönner vorsprach und seine Dienste anbot, erfuhr von dessen Vorhaben, ließ sich genau den Standpunkt bezeichnen, von welchem aus Felseck die Skizze aufgenommen und baute sofort seinen Plan auf. Er bestimmte Meister Dochterl, am betreffenden Tage eine Partie dorthin zu machen und Marianne dazu einzuladen, »damit sie sich etwas zerstreue«, wie er sagte.

Baron Felseck fuhr in Begleitung seines neugewonnenen Freundes, versehen mit Feldstuhl und Malutensilien in einem offenen Zweispänner gegen Großhesselohe und nach dem in einem Walde von Obstbäumen, die soeben in herrlicher Blüthe standen, traulich gelegenen, reizenden Dörfchen Pullach, einem Lieblingsausflugsorte der Münchener. Eine herrliche Aussicht eröffnet sich hier dem Auge. Tief unten rauscht der grüne, von Flößen meist sehr belebte Bergstrom. Südwärts zeigt sich ein Theil des waldigen Isarthaales mit der blauen Alpenkette im Hintergrunde, während gegen Norden die ganz nahe, von einem Walde riesiger Buchen umgebene Burg Schwaneck sich zeigt und schräg gegenüber das verlassene Schloß Grünwald mit seinen Zinnen und Thürmen von grüner Höhe herübergrüßt. Ein ganz eigener Zauber ist über diese Landschaft ausgebreitet, wenn sich der tiefblaue Himmel darüber wölbt und ein heller Glanz die würzige Luft erfüllt, Vorzüge, welche wenigen Gegenden in gleicher Weise beschieden sein dürften.

Am Fuße des steilen Geländes zieht sich längs der Isar in ziemlicher Breite ein herrlicher Buchenwald bis zum Ufer des Stromes, von welchem sich an wenigen Stellen ebenfalls ein herrlicher Ausblick in das obere Thal eröffnet. Die Maler bereichern hier gerne ihre Skizzenbücher mit den sich ihnen anbietenden landschaftlichen Reizen.

Auch Felseck begab sich mit Fritz, nachdem sie auf der hübschen Terrasse des Pullacher Gasthauses Kaffee getrunken, den Berg hinab nach jener Stelle, wo er damals sein Motiv genommen. Es war dies

ein großer, weit in das Strombett vorspringender Felsblock und der Baron begann mit großem Eifer die Vollendung seines Bildes.

Meister Dochterl war von Greti, Marianne und Cäsar begleitet. Sie fuhren mit dem Eisenbahnzuge nach Großhesselohe und stiegen schon hier an's Gelände der Isar hinab, um dann stromaufwärts zu gehen.

Marianne hatte keine Ahnung, was sich in den nächsten Minuten ereignen sollte. Sie dachte nur daran, daß am heutigen Abend ihr Verlobter zurückkehren würde und daß morgen bei dem Feste hieroben ihre Verlobung öffentlich bekannt gemacht werden sollte. Aber immer und immer wieder drängten sich die Gedanken an Felseck dazwischen. Sie wußte nur durch Hilda, welche es von ihrem Bruder erfahren, daß Felseck außer Gefahr und seine Wunde in Heilung begriffen sei, und daß Fritz ihn öfter besuche. Fritz selbst schwieg sich förmlich aus. Auch der sonst so geschwätzigste Cäsar schien ihr absichtlich aus dem Wege zu gehen. In der Familie aber wurde stets nur von dem ihr bevorstehenden Glücke gesprochen, und Eltern und Großmutter konnten sich nicht genug wundern, daß Marianne ihrer Freude so gar nicht Ausdruck gebe.

So war der Letzteren die Einladung ihrer Verwandten sehr erwünscht gekommen. Sie hoffte in der schönen Gottesnatur einigen Trost zu finden.

Meister Tochterl, sein großes Familienparapluie auf der Schulter tragend, fand es für angemessen, an der reizend gelegenen Berwein'schen Wirthschaft nicht stolz vorüber zu schreiten, sondern dem freundlichen Wirthe einen Tribut zu geben. Cäsar, welcher die Regenmäntel der beiden Mädchen am Arme trug, fand dies für eine sehr edle Denkkungsart und machte sofort die nöthige Schwenkung in den Wirthsgarten, wo sich Niemand so gut wie er das Dargereichte schmecken ließ. Doch konnte er sich einer gewissen Erregung nicht erwehren.

So nahe am Ziele, beschlich ihn eine unbestimmte Furcht, ob es nicht zu kühn von ihm sei, in das Schicksal zweier Menschen einzugreifen, ob er sich nicht von beiden Seiten bittere Vorwürfe zuziehen würde. Aber Fritz hatte ja die Sache auch für gut und ausführbar gehalten, sonst hätte er ihn nicht unterstützt. Er hatte die weitestgehenden Hoffnungen an diese Begegnung geknüpft.

Und bequemer konnte es ja gar nicht gehen. Ernst Wehringer war gottlob weit entfernt. Er würde es ihm, dachte er, sicherlich schlecht lohnen, wenn er eine Ahnung hätte, wie er gegen ihn conspirire, und der alte Wehringer, so meinte Cäsar, würde ihm lieber den Hals umdrehen, als ihn zum Mittagessen einladen. Aber es geschah ja Alles für seinen geliebten und verehrten Felseck, dem er auf diese Weise einen Theil seines Dankes abtragen wollte.

»Die werden schauen«, dachte er bei sich, »der Alte und der Junge, wenn auf einmal ...« Aber er konnte diesen schadenfrohen Gedanken nicht ausdenken. Ein »Maria und Josef« drängte sich in lautem Aufschrei aus seinen Lippen.

Zur allgemeinen Ueberraschung traten die beiden Wehringer, Vater und Sohn, in den Garten. Ernst eilte, sobald er seiner Braut ansichtig wurde, zu ihr und begrüßte sie herzlich. Tochterl und sein alter Freund reichten sich ebenfalls erfreut die Hände.

»Na, so was!« rief der Seifensieder. »Das ist aber merkwürdig! Diese Ueberraschung!«

Cäsar saß da, wie gelähmt. Das Uhrwerk seiner Gehirnthätigkeit schien stehen geblieben zu sein. Wenn man vom Verluste einer Sache sprechen könnte, die man nie besessen, hätte man sagen können, er habe den Kopf verloren. Er hörte kaum, was neben ihm gesprochen wurde.

Der alte Wehringer erzählte, wie sein Sohn Ernst vor der Zeit zurückgekehrt sei und sofort seine Braut aufgesucht und erfahren habe, daß sie mit den Verwandten da herauf sei und selbstverständlich ihr naheilen wollte. Er habe sich ihm angeschlossen, um wegen des morgigen Festes hier mit dem Wirth noch Näheres zu besprechen.

»Es wird ein schönes Fest werden«, meinte er.

»Ja, wenn's nicht regnet!« warf Tochterl ein. »Die Wetterfahne auf Deinem Haus zeigt ja von Westen. Ich hab' mich schon den ganzen Tag darüber geärgert.«

»Die ist ja eingerostet«, behauptete Wehringer lachend.

»Dann bist Du daran schuld, wenn sich das Wetter ändert«, versetzte Tochterl. »Der reiche Wehringer und eine verrostete Wetterfahne! Das reimt sich gar nicht zusammen.«

»Thut nichts! desto besser reimt sich's dort.«

Wehringer zeigte dabei auf das Brautpaar. Ernst erzählte Mariannen sehr lebhaft von seiner Reise.

Endlich erwachte Cäsar wieder aus seiner Betäubung. In seinem Hirn machte es wieder »tick, tack.«

»Wie wäre es denn, wenn wir den morgigen Festplatz besichtigten?« fragte er. »Es gibt dort Maiglöckchen zu pflücken und die Herren könnten einstweilen mit dem Wirthe ungestört Rücksprache nehmen.«

Dabei wollte er Greti durch einen leisen Fußtritt zur Beihilfe auffordern, erwischte aber statt dessen den Fuß Tochterl's.

»Warum stoßen S' mich denn?« fragte dieser.

»Ja, wir gehen voraus«, rief Greti, »wir sitzen uns in der Stadt genug. Komm' Marianne. Die Herren folgen nach.«

Greti schlang Mariannens Arm in den ihren und zog sie mit sich fort. Cäsar hatte sich den beiden Mädchen sofort beigesellt und so mußte ihnen Tochterl, wenn auch ungerne, folgen. Ernst hätte das gerne auch gethan, aber da der Wirth eben mit einer Tafel herankam, um ihre Wünsche zu notiren, hielt ihn sein Vater zurück, um ihm bei Feststellung des nöthigen Arrangements behilflich zu sein. So mußte sich Ernst auf kurze Zeit von der Braut trennen.

»Laufen S' doch nicht so!« rief Tochterl dem rasch voranschreitenden Cäsar nach. »Alle Leute erfreuen sich keiner so langen Beine wie Sie.«

Aber Cäsar stürmte fort. Er wußte genau die Stelle, wo Felseck und Fritz Stand gefaßt, und nach einer kurzen Strecke schimmerte auch schon Fritzens Uniform durch die Zweige der Bäume. Er saß etwas entfernt von dem Baron, der nur für seine Malerei Augen und Ohren zu haben schien.

»Ist das nicht Fritz?« rief Marianne überrascht.

»Bst!« machte Cäsar. »Wir wollen ihn überraschen.«

»Merkwürdig«, sagte Tochterl, »wie man diese Einjährigen plagt; jetzt müssen sie gar da heroben Sitzübungen halten.«

Fritz blickte, eine Cigarre rauchend, mit großer Aufmerksamkeit zu dem Baron hinüber, welcher soeben ein Floß in sein Bildchen aufnahm, das von ein Paar kräftigen Oberländern geführt, rasch den Fluß herabkam. Als die Gebirgsburschen die beiden Herren am Ufer erblickten, schwang einer derselben den Hut und ein heller Juhschrei grüßte die Beiden.

»Diese Naturmenschen sind doch recht glücklich«, meinte Felseck. »Was gäbe ich darum, ihnen so recht aus freudiger Brust antworten zu können. Es muß unendlich schön sein, sich so recht froh und glücklich zu fühlen.«

Fritz wollte Antwort geben, ward aber durch die plötzliche Anwesenheit seiner Verwandten, die ungehört herangekommen waren, fast selbst erschreckt.

Felseck hörte wohl hinter sich sprechen, aber er nahm keine Notiz davon. Er verfolgte das rasch dahingleitende Floß.

»Du hast ja viel Interesse an der Kunst und schwärmst für schöne Studien«, sagte Fritz zu seiner Schwester. »Willst Du Dir die Arbeit meines Freundes nicht näher ansehen?«

»Dein Freund, wer ist er?« fragte Marianne, welche in dem Maler am allerwenigsten Felseck vermuthete.

»Tritt nur näher; Du kennst ihn schon«, entgegnete der Bruder, und zog sich mit den Anderen leise in den Buchenwald zurück, um die Wirkung abzuwarten.

Marianne, neugierig gemacht, trat einige Schritte vor. Ihre Gestalt warf einen Schatten über Felseck's Arbeit. Dieser wandte sich rasch um. Erschrocken standen sich die Beiden gegenüber und starrten sich wortlos an.

Felseck war der erste, der die Situation begriff.

»Marianne, Sie hier?« rief er. Dann aber fuhr er, sichtlich bewegt und mit schmerzlichem Lächeln fort: »Es mag gut gemeint sein von Ihrem Bruder, uns hier an dem Orte unseres ersten Begegnens noch einmal zusammenzuführen, um uns Gelegenheit zu geben, einen traurigen Abschied zu nehmen, aber ich glaube, er hat uns Beiden keinen Gefallen damit gethan. Warum Wunden aufreißen, statt sie zu heilen, wenn sie überhaupt geheilt werden können.«

»Ich war auf ein solches Begegnen nicht vorbereitet«, erwiderte zitternd vor Aufregung Marianne. »Und wenn auch, was gäbe es noch zu sagen. Ich verurtheile mich selbst — und spreche mich wieder frei — es ist ein fortwährendes Anklagen und Vertheidigen. Was ich leide, vermag ich nicht mehr zu ändern, nicht auszusprechen.«

»Unseliger hätte es nicht kommen können«, meinte der Baron. »Die Schuld liegt weder an Ihnen, Marianne, noch an mir. Des Schicksals Mächte spielen oft unbarmherzig mit uns Menschen, wir wissen nicht warum, wir wissen nur, daß wir durch ein solches Spiel oft namenlos elend werden.«

»Deshalb ist es besser, wir beenden dieses Zusammentreffen, das für mein Herz nur peinlich sein muß«, versetzte Marianne.

Sie wollte gehen, doch Felseck ergriff ihre Hand, indem er mit wehmüthigem Tone sagte:

»Warum hat dieses Herz nicht gebieterischer für mich gesprochen?«

»Es hat nie an Ihnen gezweifelt, gewiß nicht«, entgegnete Marianne. »Es war stets im Widerstreit mit der Vernunft. Doch ich glaubte Andern mehr, als mir selbst, und so ist es gekommen, wie es ist.«

»Ein neidisches Schicksal hat gegen uns entschieden«, sprach der Baron. »Ihr Bruder erzählte mir Alles. Wie ich schon sagte, dieses Schicksalsspiel macht oft namenlos elend.«

Marianne nickte zustimmend und schmerzlich bewegt mit dem Kopfe.

»Ich beziehe dieses »elend« auf mich«, verbesserte sich Felseck, bitter hinzu setzend: »Sie haben bereits wieder gewählt.«

»Josef!« rief das Mädchen heftig und vorwurfsvoll. »Nur die mir vermeintlich zugefügte Schmach, die Entrüstung darüber, mein verletztes Ehrgefühl und das Drängen meiner Familie bewogen mich zu dem übereilten und unüberlegten Schritte. Ich glaubte mich von Ihnen betrogen, und entrüstet darüber, betrog ich mich selbst, betrog einen braven Mann, der mein Herz beehrte und nur meine Hand erhielt. So bin ich doppelt unglücklich geworden!« Ein Strom von Thränen ergoß sich aus ihren Augen.

In diesem Momente kam Ernst Wehringer hinzu. Er hatte seinem Vater die Bestellung an den Wirth überlassen und war den Andern nachgeeilt. Er erblickte alsbald die Begleiter Mariannens, nicht aber diese, und als er auf dem weichen Moosboden vorwärts eilte, ward er plötzlich durch die Stimme seiner Braut zum Stehen gebracht. Ein paar Buchenstauden verdeckten ihn den Andern, sowohl dem sich aussprechenden Paare, als der übrigen mit Bangen der Entwicklung der Dinge harrenden Gesellschaft.

Felseck hatte eine Weile mit unendlichem Schmerze nach dem Mädchen geblickt, dann aber leuchtete sein Auge auf und er gab seinen Gedanken Ausdruck, indem er sagte:

»Wissen Sie auch, Marianne, daß mir Ihre Worte und diese Thränen ein neues Anrecht auf Sie geben?«

»Ich verstehe Sie nicht«, erwiderte Marianne, ihn groß anblickend. »Ich bin die Verlobte Ernst Wehringers, ich gab ihm mein Wort und er glaubt an mich. Ich werde ihm auch ein treues Weib sein bis an mein Lebensende.«

»Das Weib eines Juden!« entgegnete Felseck in bitterem, beinahe höhnischem Tone.

»Jawohl eines Juden — aber eines braven Mannes, den ich von Jugend auf kenne, der das edelste Herz auf der Welt hat. Einem Unwürdigen würde ich mich niemals geopfert haben, das sind Sie doch wohl überzeugt? Und — Sie sagten es ja selbst, das Schicksal hat entschieden — und so leben Sie wohl, werden Sie glücklich.«

Sie wollte gehen, aber Felseck hielt sie zurück.

»Gehen Sie nicht von mir, Marianne! Was heißt am Ende Schicksal? Der Mensch hat es meist in der Hand, versteht er es zu wenden. Ich lasse Sie nicht Ihrem Verlobten, der nur Ihr Wort, nicht aber Ihr Herz hat, das Sie mir schon früher geschenkt und das ich Ihnen nicht mehr zurückgeben werde. Mit Ihrem Verlobten wird sich auf gewisser Grundlage unterhandeln lassen. Ich kehre sofort in die Stadt zurück, ihn aufzusuchen.«

»Den Weg können Sie sich ersparen. Ich bin Derjenige, den Sie zu sprechen, mit dem Sie zu unterhandeln wünschen.« Mit diesen Worten trat der durch das soeben Gehörte hoch erregte junge Wehringer zu dem Paare.

»Ernst!« preßte Marianne mühsam hervor.

»Ernst Wehringer?« fragte der Baron.

»Zu dienen!« entgegnete Ernst. »Ich war unabsichtlich Zeuge von dem, was hier gesprochen wurde. Wenn ich nicht irre, steht mir Herr Hauptmann Baron von Felseck gegenüber?«

»Sie kennen mich?«

»Ja — ich diente seiner Zeit in Ihrem Regiment als Einjähriger.«

Felseck blickte mit widerstreitenden Gefühlen nach dem ihm stolz und mit einem hohen Grade männlicher Würde gegenüberstehenden Manne. Sein Aeußeres und Alles, was er bis jetzt von ihm gehört, nahmen ihn einerseits für denselben ein, anderseits aber erfüllte ihn der Gedanke, daß sein Nebenbuhler, der Räuber seines Glückes vor ihm stehe, mit kaum zu unterdrückendem Zorn. Endlich begann er:

»Nun, da Sie gehört haben — wie stellen Sie sich zu der Sache?«

»Wie ein Mann«, entgegnete der Andere bestimmt. Er reichte Marianne den Arm. »Marianne, geh' zu Deinen Verwandten.« Und zu Felseck gewendet: »Sie erlauben, daß ich das Fräulein geleite. Ich stehe sogleich zu Diensten.«

»Aber ich bitte — keinen Streit meinethalben — ich bitte inständig.« Mit gefalteten Händen blickte Marianne flehentlich zu den beiden Männern, dann ließ sie sich, blaß und weinend, von Ernst hinwegführen. Auf halbem Wege kam ihnen Fritz entgegen, der die Schwester in Empfang nahm, während Wehringer zu Felseck zurückkehrte.

»Nun kann die Bombe platzen!« meinte Cäsar in einer Art von Galgenhumor. Greti war der Freundin gleichfalls entgegen geeilt und führte sie zu einem Baumstock, auf welchem sich Marianne zitternd niederließ. Eine beklemmende Angst bemächtigte sich ihrer und sie bat Fritz, zu verhüten, daß ein neues Unglück entstünde.

»Das kann nur mein alter Spezl, der Wehringer«, erklärte Tochterl. »Dort kommt er; ich werd' ihn herdirigiren.«

Und er eilte dem ankommenden Freunde entgegen, ihm rasch die Situation klar machend. Wehringer war durch diese Nachricht selbstverständlich schmerzlich überrascht.

»Ich weiß's, das ist ein Donnerwetter für Dich«, meinte Tochterl, »aber Deine Vernunft wird machen, daß's nicht einschlagt.«

Hierauf näherte sich Wehringer den beiden jungen Männern.

»Nun?« hatte der Baron gefragt, als Ernst zurückgekehrt war.

»Bitte, antworten Sie mir«, sagte Ernst. »Würden Sie diesen Schatz jemals freiwillig wieder hergeben, wenn Sie ein Recht darauf hätten? Hand auf's Herz! Antworten Sie als Kavalier.« Er faßte diesen scharf in's Auge.

»Nun denn — kein Gott sollte ihn mir entreißen.«

»Und wenn Marianne, gesetztten Falls, dadurch unglücklich würde? Wenn sie aus Gram sterben würde?«

»Das würde sie nicht.«

»Doch, gesetztten Falls —«

»Dann würde ich mit ihr sterben, aber lassen — nimmermehr! Doch, was sollen diese Fragen?«

»Damit Sie sich selbst die Antwort daraus geben können. Mir gilt Marianne nicht weniger, als Ihnen. Seit vielen Jahren trug ich mich mit dem Gedanken, sie einst als mein Weib heimzuführen, ohne daß Marianne eine Ahnung davon hatte. Ehrlich und frei habe ich um sie geworben und sie gab mir ihr Wort, während Sie, Herr Baron, so viel ich zu enträthseln vermag, auf andere Weise vorzogen, das Herz des Mädchens zu gewinnen.«

»Das war ein Fehler«, entgegnete Felseck, »und dem dadurch hervorgerufenen Mißverständniß haben Sie Mariannens in der ersten Aufregung gegebenes Wort zu verdanken.«

»Sie wird es auch halten!« versetzte Ernst.

»Gewiß wird sie das, wenn Sie ihr dasselbe nicht freiwillig zurückgeben. Ich bitte Sie nicht darum, denn eher gehen Himmel und Erde zu Grunde, als daß ein Jude einen solchen Schatz wieder frei gäbe. Ich verdenke es Ihnen nicht! Ich, der Christ, würde es auch nicht thun.«

»Nun, so will ich Ihnen beweisen, daß der Jude uneigennütziger und edelmüthiger sein kann, als der Christ. Wenn auch mit schwerem Herzen — aber ich verzichte auf Mariannens Hand; von mir aus ist sie frei.«

»Ist das möglich?« rief Felseck erstaunt und erfreut zugleich. »Ohne jede Bedingung?«

»Unter der Bedingung, daß Sie das brave Mädchen glücklich machen!«

»Brav, Ernst! Das war ein Manneswort«, sprach der alte Wehringer, der eben hinzu kam.

»Sie sehen mich überrascht«, versetzte Felseck, »und ich leiste Abbitte, daß ich über dem Juden den Mann verkannt habe.«

»So ist's leider Brauch in der Welt«, meinte der alte Wehringer. »Aber Jud und Jud ist zweierlei, wie Christ und Christ, wie Kavalier und Kavalier — wie Alles in der Welt, die wir so kurz durchwandern und welche wir uns nicht verbittern sollten durch gegenseitigen Haß und herkömmliche Vorurtheile.«

Felseck ergriff jetzt die Hand des jungen Mannes und sagte:

»Bitte, halten Sie mich Ihrer Freundschaft werth, Marianne zu lieb.«

»Auch um Ihrer selbst willen, Herr Baron«, entgegnete Ernst. »Lassen Sie uns sofort zu ihr.« Die drei Herren begaben sich zu Marianne.

»Marianne«, ergriff Ernst das Wort, »ich weiche dem Herrn Baron, der ältere Ansprüche an Dein Herz hat, als ich — und gebe Dir Dein Wort zurück. Du bist frei. Laß mich Dir ein treuer Freund sein durch's ganze Leben und sei so glücklich, wie ich Dich hätte machen wollen, wie Du es verdienst.«

Marianne war wie betäubt.

»Ernst!« sagte sie. »Theurer Freund!«

»Als solcher lege ich Deine Hand in die meines neuen Freundes«, erwiderte Ernst, der Beiden Hände in einander legend. »Und nun komm, Vater — laß uns das Fest für morgen abbestellen. — Lebt wohl!«

»Ernst!« rief Marianne, überwältigt von dem Edelsinne des Jugendfreundes, »Du gehst nicht im Zorn von mir.«

»Als Dein Freund gehe ich von Dir und Du vergiß im Glücke nicht des armen Juden.«

Der Vater nahm den Arm Ernst's in den seinen und führte den tiefbewegten Sohn von dannen.

Die Zurückgebliebenen standen gerührt da. Nur Cäsar rieb sich vergnügt die Hände und Tochterl meinte:

»Es ist merkwürdig, was für merkwürdige Sachen in der Welt vorkommen.«

»Und nun sofort nach München zurück«, rief Felseck, »um mir den Segen Ihrer Eltern zu erbitten. Sie fahren in meinem Wagen mit mir und Ihrem Bruder dorthin und werden meine Bitte unterstützen. Auf die Vollendung des Bildchens verzichte ich heute gerne, es findet sich vielleicht ein anderes Mal Gelegenheit hiezu.«

Er bot Marianne den Arm und führte sie nach Pullach hinauf. Die Uebrigen folgten. Dort angekommen, ließ der Baron sofort anspannen und fuhr, nachdem er sich von der Familie Tochterl und Cäsar verabschiedet, mit den Geschwistern nach München zurück.

Dochterl aber hielt mit den Seinen noch Einkehr. Sie waren in der glücklichsten Stimmung, vor Allem Cäsar, welcher durch diesen Geniestreich seine Aufgabe glänzend erfüllt hatte und nun voll angstvoller Erwartung war, ob Tochterl wohl auch den versprochenen Preis, Greti's Hand, gewähren werde. Der Meister aber schien auf das, was Cäsar nun so sehr beschäftigte, ganz vergessen zu haben und sein Werk war doch vollständig und über alle Erwartung gelungen. Dagegen zeigte manch' vielsagender Blick Greti's, daß Cäsar Dohn für sie durchaus nicht Luft war.

Aber der Vater hatte sich in die Wetterregeln verrannt und hatte nur Sinn für seine Beobachtungen, nach denen er das Wetter für die nächsten Tage prophezeite. Cäsar war das Opfer, das Alles anhören und zu Allem »ja« sagen mußte. Das Vernünftigste, was der Meister that, war, daß er Brathühner bestellte und Cäsar's Gesicht fing wirklich an, sich zu verklären, als das prächtige, am Spieß gebratene Geflügel aufgetragen wurde.

»Greift zu, liebe Kinder, laßt es Euch schmecken!« lud der Seifensieder ein.

»Sonach zählen Sie mich auch zu Ihren Kindern?« frug Cäsar schüchtern, mit angehaltenem Athem, Tochterl's Antwort erwartend.

Jetzt schien diesem eine Erinnerung aufzudämmern. Er sah Greti an, welche Cäsar mit liebenden Blicken betrachtete, und sein Entschluß war gefaßt.

»Natürlich!« gab er zur Antwort. »Haben Sie denn nicht um die Hand meiner Tochter angehalten? Oder ...«

»Freilich, freilich!« beeilte sich Cäsar zu bestätigen. »Aber — ich habe sie ja noch nicht. Habe ich sie denn? Fräulein Greti habe ich sie?«

»Wenn's der Vater sagt, ist es ein Evangelium!« antwortete Greti glücklich, ihm die Hand reichend.

»Behalten Sie diese Hand nur«, erlaubte Tochterl lachend. »Sie können privatisiren oder in's Geschäft eintreten. Ich brauche zwar keinen Ceremoniar, bin auch nicht reich, aber für uns langt es.«

»Ach Greti«, rief Cäsar schwärmerisch, »Ihnen zuliebe ginge ich unter die Hottentotten, warum sollte ich Dir zuliebe nicht auch unter die Seifensieder gehen.«

»Das ist schön gesagt«, versetzte der Meister, »aber ich bitte jetzt, zu essen. Die Nebensachen können wir später besprechen.«

Und ob die Mahlzeit Cäsar schmeckte!

Der Abendzug brachte die Glücklichen nach Hause.

Wenige Wochen später führte Felseck Marianne als Freifrau v. Felseck auf sein ererbtes Schloß.

Fast zur gleichen Zeit führte auch Julius Cäsar Dohn seine Jugendflamme zum Traualtare.

Die alte Großmutter erlebte noch die Freude, Fritz als Doctor juris seine treue Hilda zum Traualtare führen zu sehen. Ernst Wehringer gründete sich nach etlichen Jahren gleichfalls eine glückliche Häuslichkeit und bewahrte der Familie Breitsamer treu seine Freundschaft. Die alten Spezl, Wehringer und Tochterl, aber sind noch heute die unzertrennlichen Kameraden und ergötzen mit Vorliebe ihre Enkel durch lustige Erzählungen aus ihrer fröhlichen Wanderzeit.